

Bücher haben ihre Geschichte. Wie spannend und lehrreich sie sein kann, zeigt der Historiker Lothar Machtan in einem äußerst lesenswerten Aufsatz über das Memoirenwerk des letzten kaiserlichen Kanzlers. Max von Baden und sein engster Berater Kurt Hahn scheiterten zweimal mit ihrem Versuch, das Image des Prinzen als Totengräber der Monarchie durch aufwändige Selbstmythografie zu korrigieren – zum ersten Mal in der Weimarer Republik, als die Erinnerungen gewogen und als zu leicht befunden wurden, und zum zweiten Mal Ende der 1960er Jahre, obwohl kein geringerer als Golo Mann die Neuauflage besorgte. Als seriöse Geschichtsschreibung getarnte Geschichtspolitik hatte nun erst recht keine Chance mehr. Das Vetorecht der Quellen wog ebenso schwer wie das kritische Urteil der Historiker, die ihrem Ruf als unbestechliche Instanz alle Ehre machten.

Lothar Machtan

Autobiografie als geschichtspolitische Waffe

Die Memoiren des letzten kaiserlichen Kanzlers Max von Baden

Fünf Wochen, vom 3. Oktober bis zum 9. November 1918, dauerte seine Kanzlerschaft – die letzte unter dem System des nach außen so prunkvollen deutschen Kaiserreiches, das sein großer Vorgänger Otto von Bismarck 1871 aus der Taufe gehoben hatte. Dann kollabierte die nervöse Großmacht und ließ auch die Regierung Max von Baden scheitern. Als historischer Akteur mag er eine ephemere Erscheinung am politischen Firmament des 20. Jahrhunderts gewesen sein. Geschichtsmächtig wurde seine kurze Regierungszeit gleichwohl; denn nach ihr war in Deutschland politisch nichts mehr so, wie es gewesen war. In meiner Biografie über den Prinzen Max von Baden¹ zeige ich, warum sein Griff nach der Macht in Berlin im Herbst 1918 scheitern musste. Meine Antwort lautet zugespitzt: weil er ein politisches System und einen Herrscherstand retten wollte, die nur durch eine veritable Neuerfindung hätten überleben können².

Genau dafür aber hatte er keinen Plan. Dem Reichskanzler gebrach es an zwei entscheidenden Dingen: erstens an der strategischen Kraft für echte Veränderungen und zweitens am operativen Potenzial. Vorrang vor allen politischen Überlegungen hatte für ihn ohnedies das sehr persönliche Motiv, sich heroisch aufzuopfern und dadurch auf den Thron des Ruhms zu heben. So wurde der siebte Kanzler des Bismarckreiches ganz wider Willen zu dessen Totengräber; mehr noch: zum unfreiwilligen Helfer jener revolutionären Sturzgeburt einer Republik, die Deutschlands Scheitern als imperiale Großmacht dann auszubaden hatte.

¹ Vgl. Lothar Machtan, *Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers*, Berlin 2013.

² Vgl. Lothar Machtan, *Die Abdankung. Wie Deutschlands gekrönte Häupter aus der Geschichte fielen*, Berlin 2008, hier S. 107 ff.

Aber nicht allein die Übergangsregierung des Prinzen Max zeigte sich mit der Herkulesaufgabe, die politische Kultur in Deutschland zu demokratisieren, heillos überfordert. Zu hohe Anforderungen wurden auch an seine Nachfolger, die Konkursverwalter des alten Reiches gestellt: von Friedrich Ebert über Matthias Erzberger bis zu Walther Rathenau. Von Anfang an blies ihnen überdies ein eisiger Wind aggressiver Ablehnung durch diejenigen Kreise entgegen, die die deutsche Kapitulation und die deutsche Revolution für ein Versagen der Verantwortlichen, ja für ein Verbrechen hielten und nicht müde wurden, die vermeintlich Schuldigen schonungslos an den Pranger zu stellen. Das provozierte jenen fatalen ideologischen Bürgerkrieg, der wesentlich zur Zerstörung der Weimarer Republik beitrug.

In diesen Nachkriegs-Kampf blieb auch der letzte Kanzler des Kaisers von Anfang an involviert, obwohl er schon am 9. November 1918 die politische Bühne geradezu fluchtartig wieder verlassen hatte und fortan wie ein Exilant in seinem Refugium Schloss Salem am Bodensee lebte. Die einen wollten ihn als Geburtshelfer der neuen parlamentarischen Demokratie in Mitverantwortung nehmen, die anderen als Paradebeispiel eines willenlosen Werkzeugs der sogenannten Novemberverbrecher. Als *Weltkind in der Mitten* hätte sich Max von Baden also selbst beim besten Willen niemals behaupten können. So ist es seit 1919 sein wichtigstes Bestreben gewesen, seine spezielle Version vom Untergang des Bismarckreiches politisch-ideologisch zu präparieren und in den öffentlichen Diskurs darüber einzuspeisen: Eine dritte Version, die vorgab, jenseits von gut und böse zu sein, vor allem aber auf Exkulpation seiner selbst zielte, genauer: auf die nachträgliche Legitimation seiner Regierungskunst.

Diese – vom Genre her – autobiografische Arbeit am politischen Mythos Max von Baden ist Gegenstand der nachfolgenden Abhandlung. Es geht um die Frage, welche geschichtspolitische Bedeutung namentlich seinem Buch *Erinnerungen und Dokumente*³ zuzumessen ist – jener Rechtfertigungsschrift, die bei einigen Geschichtsforschern bis heute Ansehen genießt⁴, obwohl dem Werk schon bei seinem Erscheinen im Jahre 1927 mit guten Argumenten ein wissenschaftlicher Erkenntniswert abgesprochen worden war. Dies Phänomen erklärt sich wohl nicht zum wenigsten daraus, dass Golo Mann und Andreas Burckhardt das Memoirenwerk vier Jahrzehnte nach der Erstauflage noch einmal in biografisch konnotierter und quellenkritisch annotierter Form ediert⁵ und ihm dadurch so etwas wie einen überzeitlichen Status gegeben haben. Zu geben versucht haben, muss man hinzufügen, denn auch diese Edition hat zumindest die meisten Rezensenten aus der Historikerzunft nicht überzeugen können.

In den Kontext des geschichtspolitischen Diskurses sowohl der Weimarer als auch der Bonner Republik gestellt, verspricht eine solche Betrachtung interes-

³ Vgl. Prinz Max von Baden, *Erinnerungen und Dokumente*, Stuttgart 1927.

⁴ Vgl. als jüngstes Beispiel dieser unkritischen Inanspruchnahme Manfred Nebelin, *Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg*, München 2010, S. 471 ff. u. passim.

⁵ Vgl. Prinz Max von Baden, *Erinnerungen und Dokumente*, neu herausgegeben von Golo Mann und Andreas Burckhardt, mit einer Einleitung von Golo Mann, Stuttgart 1968.

sante – womöglich verallgemeinerbare – Aufschlüsse über den Kampf um die Deutungshoheit über Vergangenheitsbilder, der dazu dient, Politik und Politiker zu rechtfertigen, im vorliegenden Fall sogar durch die Zäsur-Erfahrung der politischen Systemwechsel hindurch. An diesem Beispiel kann dreierlei gezeigt werden: dass Geschichtspolitik nicht zum wenigsten bedeutet, konträre Deutungsmuster anzugreifen und die Öffentlichkeit gegen weltanschauliche Gegner zu mobilisieren, d.h. sogenannte Kampfzonen zu betreten⁶, dass dies gerade bei Kanzler-Memoiren in bewusster Entfernung von wahrheitsgetreuer Rekonstruktion der historischen Ereignisse erfolgt⁷, und dass diese Inkaufnahme von Wirklichkeitsverlust interesseliegt ist, wobei es den Beteiligten meist weniger um Geschichtsklitterung zu tun ist oder um öffentliche Irreführung als darum, ihr Gesicht, ihr Image, ihren Glauben, ihren Nachruhm zu wahren.

Welch hohes literarisches Format solche Selbstdeutungen entfalten und wie unterhaltsam, ja aufschlussreich sie sein können, wissen wir seit Bismarcks *Gedanken und Erinnerungen*⁸. Doch nicht darum geht es im vorliegenden Fall. Hier steht eine Publikation zur Diskussion, die Vergangenheitsbewältigung und Beeinflussungsversuch in einem viel existenzielleren Sinne war. Gleichsam mit dem Rücken zur Wand erarbeitet, beinhaltete sie den verzweiferten Versuch, dieser Zwangslage mit einer geschichtspolitischen Überlebensstrategie zu begegnen. Ihr Fluchtpunkt blieb, die im Herbst 1918 verfolgte Politik als alternativlos auszugeben und die dabei konfigurierten Handlungsmuster als der damaligen Lage angemessen, ja als historisches Verdienst erscheinen zu lassen; freilich auch durch die konsequente Dethematisierung alles dessen, was Anlass zu (selbst-)kritischer Reflexion hätte geben können.

Und das war eine ganze Menge. Denn Max von Baden war nicht der eigenverantwortliche politische Führer, der die Fähigkeit zu selbstbestimmtem Handeln besaß und bereit war, für die Folgen seines Handelns einzustehen. Er war im Herbst 1918 nicht der leitende Staatsmann mit dem richtigen Blick für das Mach-

⁶ Vgl. hierzu prägnant Edgar Wolfrum, *Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung*, Göttingen 2002 (Einleitung). Vgl. außerdem den Sammelband von Harald Schmid, *Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis*, Göttingen 2009, sowie Gangolf Hübing, *Über die Aufgaben des Historikers*, Berlin 2012, hier vor allem S. 62 ff.

⁷ Vgl. hierzu die Klassifizierung von Hans-Christof Kraus, *Von Hohenlohe zu Papen. Bemerkungen zu den Memoiren deutscher Reichskanzler zwischen der wilhelminischen Ära und dem Ende der Weimarer Republik*, in: Franz Boshach/Magnus Brechtken (Hrsg.), *Politische Memoiren in deutscher und britischer Perspektive*, München 2005, S. 87–112, vor allem S. 111 f.; vgl. auch die forschungsstrategischen Überlegungen von Magnus Brechtken, *Politische Memoiren: Prolegomena zum Potential eines vernachlässigten Forschungsgebietes*, in: Ebenda, S. 9–42; außerdem die hilfreichen Überlegungen von Dagmar Günther, „And now something completely different“. Prolegomena zur Autobiografie als Quelle der Geschichtswissenschaft, in: *Historische Zeitschrift* 272 (2001), S. 25–61.

⁸ Vgl. die interessante literaturgeschichtliche Studie von Marina Stadler, *Rollenbewußtsein und Subjektivität. Eine literaturtypologische Untersuchung politischer Memoiren am Beispiel von Otto von Bismarcks ‚Erinnerung und Gedanke‘*, Frankfurt a.M. u. a. 1991; außerdem Michael Epkenhans, *Otto von Bismarck „Gedanken und Erinnerungen“*, in: Boshach/Brechtken (Hrsg.), *Politische Memoiren*, S. 75–86.

bare. Eine vorausschauende Sicht auf die Dinge und Mächte, mit denen er damals konfrontiert war, hat er ebenfalls nicht besessen. Natürlich war vieles von dem, was sich seinerzeit über dem Deutschen Reich zusammenbraute, nicht berechen- und auch nur schwer steuerbar. Woran es diesem Reichskanzler aber ganz besonders mangelte, das waren die Erfahrung, die Kompetenz, aber auch der Willen und die Tatkraft, hier gleichwohl handelnd einzugreifen und „das am wenigsten Schädliche zu wählen“ (Bismarck). Will sagen: Max von Baden ist nicht zuletzt an sich selbst gescheitert. Doch um sich zu entlasten bzw. seinem Scheitern im Nachhinein noch einen tieferen historischen Sinn zu geben, versuchte er, die Geschichte genau anders herum zu erzählen: dass nämlich er und seine Regierung vor schier unlösbare Aufgaben gestellt waren, die selbst für einen Otto von Bismarck zu groß gewesen wären. So sind diese Erinnerungen ein klassisches Beispiel dafür, wie sich ein autobiografischer Text zu einer für den Protagonisten muster-gültigen historischen Wirklichkeit stilisieren lässt – das Narrativ als politische Geschichts(re)konstruktion.

Der Ex-Kanzler des Kaisers unter Rechtfertigungsdruck

Konstitutiv für die erwähnte Zwangslage, aus der heraus die Geschichtspolitik des Max von Baden unmittelbar nach Kriegsende ersonnen wurde, war der ideologische Dauerbeschluss, unter den seit 1919 alle diejenigen genommen wurden, die man glaubte, zu den Sündenböcken für Deutschlands Weltkriegsniederlage abstempeln zu können – jenen katastrophalen Zusammenbruch, den die wenigsten Deutschen damals begreifen mochten. Das Klammern am mythischen Bild einer herrlichen Vergangenheit wurde zum Würgegriff an der Kehle der jungen Republik. Seit 1919 gehörte auch der letzte kaiserliche Reichskanzler zum Feindbild; umso mehr, als ihn auch der nach Holland geflohene Ex-Kaiser Wilhelm gleichsam zum Abschuss freigab⁹.

Bereits im Januar 1919 begann der Badener mit der Niederschrift einer komprimierten Aufzeichnung über die Tage seiner Kanzlerschaft. Er „brauche diese Klarstellung der Dinge allein schon wegen der Angriffe, die gegen mich im Gange sind und die sich noch steigern werden“, schrieb er dem früheren Kronprinzen Rupprecht von Bayern, um aber gleich hinzuzufügen, dass ihm eine solche Arbeit eigentlich gar nicht liege, „da ich nicht zu der Gattung der Wiederkäufer gehöre“¹⁰. Gut, dass mit Kurt Hahn¹¹ und dessen Kollegin Lina Richter zwei äußerst fleißige und motivierte Mitarbeiter zu Gebote standen, die dem Schlossherrn von Salem diese Lästigkeit abnahmen¹². Gut auch, dass profilierte Historiker wie Hans Del-

⁹ Vgl. hierzu ausführlich Machtan, Prinz Max von Baden, Kapitel 10.

¹⁰ Max von Baden an Rupprecht von Bayern vom 17. 2. 1919, in: Bayrisches Hauptstaatsarchiv München (künftig: BayHStA), Geheimes Hausarchiv (GHA), NL Rupprecht Nr. 694.

¹¹ Zu Hahns Rolle als spiritus rector des Prinzen vgl. im Einzelnen Machtan, Prinz Max von Baden, Kapitel 7.

¹² Wilhelm Solf an Max Warburg vom 25. 10. 1919, in: Stiftung Warburg-Archiv, Hamburg-Blankenese, Anlage Jahresbericht 1919: „Auf meiner Rückreise von der Schweiz, wo ich seit meinem Abgang mit Kind und Kegel gelebt habe, habe ich Prinz Max im Salem besucht. Kurt

brück und Hermann Oncken von Anfang an bereit waren, sich in den Dienst solcher Erinnerungspolitik zu stellen¹³. Ohne die Beteiligung von diesen hochkarätigen Vertretern der professionellen Deutungseliten wäre Max von Badens Geschichtsbild kaum jemals entstanden. Doch es gab auch warnende Stimmen, wie die des Rechtshistorikers Joseph Partsch, der Max in den Kriegsjahren bei dessen Engagement in der Kriegsgefangenenfrage unterstützt hatte. Nach einem Gespräch Anfang Januar 1919 berichtete Partsch an seine Eltern: „Max versteht, dass ich ihm nicht für seine Memoiren jetzt eine Abhandlung zur Verfügung stelle. Er begreift auch, dass wir dieses ‚Memoirenschreiben‘ besser für eine spätere Zeit lassen.“ Es sei „eine pure Unmöglichkeit“, gegen die andauernde Verständnislosigkeit der deutschen Militärführer anzurennen. Und das Ringen mit den feindlichen Mächten objektiv darzustellen, das könne ebenfalls nicht gelingen¹⁴.

So blieb es vorerst bei einer kurzen vertraulichen Aufzeichnung über die Geschehnisse in Berlin von Ende Oktober bis zum Ausbruch der Revolution – gleichsam zur eigenen Selbstverständigung bzw. grundsätzlichen Positionierung¹⁵. Diese Situation änderte sich, als ab dem Frühjahr 1919 eine immer leidenschaftlicher geführte Auseinandersetzung über die Kriegsschuldfrage und die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Herbst 1918 einsetzte¹⁶. Ihre besondere Färbung erhielt diese Debatte dadurch, dass hierbei auch die beiden Granden der Obersten Heeresleitung Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff als Geschichtspolitiker in Erscheinung traten¹⁷. Mit ihrer Leugnung jedweder Verantwortung für die Kriegsniederlage und den Zusammenbruch der Monarchie schoben sie nicht allein der letzten Reichsregierung alle Schuld in die Schuhe. Sie präparierten zugleich die Kriegsunschuld- und Dolchstoßlegende zu einer scharfen Waffe gegen

Hahn und Frau Richter sind bei ihm und helfen ihm, den Stoff für eine Geschichte seiner Kanzlerschaft zu ordnen und zu sichten.“ Vgl. auch Hans von Haefen an Lisa Richter vom 13. 12. 1918, in: Brandenburgisch-Berliner Wirtschaftsarchiv Berlin, N2/271.

¹³ Vgl. Max von Baden an Delbrück vom 23. 11. 1918, in: Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz Berlin (künftig: SBB PK), NL Delbrück, sowie Max von Baden an Oncken vom 30. 6. 1919, in: Staatsarchiv (künftig: STA) Oldenburg, Best. 271–14, Nr. 14.

¹⁴ Joseph Partsch an seine Eltern vom 10. 1. 1919, in: Archiv des Max Planck Instituts für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt a.M., N 4 Partsch 77:8.

¹⁵ Max von Baden an Johannes Müller vom 27. 1. 1919 nach der Abschrift, in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Johannes Müller; vgl. auch den Bericht des langjährigen preußischen Gesandten in Karlsruhe Eisendecker an das Auswärtige Amt in Berlin vom 14. 2. 1919, wo er mitteilt, dass Max von Baden ihm diese Aufzeichnung vorgelesen habe, die von „großer Klarheit“ gewesen sei, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, R 1391.

¹⁶ Vgl. hierzu im Einzelnen Ulrich Heinemann, Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik, Göttingen 1983; Bernd Ulrich/Benjamin Ziemann (Hrsg.), Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, Frankfurt a.M. 1997; Markus Pöhlmann, Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg, Paderborn 2002; Rainer Sammet, „Dolchstoß“: Deutschland und die Auseinandersetzung mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg (1918–1933), Berlin 2003; Wolfgang Niess, Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichtsschreibung, Berlin 2013, hier S. 17 ff.

¹⁷ Vgl. Wolfram Pyta, Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, Berlin 2007, hier S. 411 ff.

das demokratische System der Weimarer Republik überhaupt. Die Versuche von Parlament und Regierung, dieser Geschichtspropaganda mit einer quellen- gestützten Dokumentation über die tatsächlichen Zusammenhänge zu begegnen¹⁸, blieben durch ihre Halbherzigkeit von sehr begrenzter Reichweite. Von einer historisch-kritischen Selbstbesinnung der deutschen Öffentlichkeit konnte auch deshalb kaum die Rede sein, weil es selbst unter den Nachkriegshistorikern nur eine verschwindende Minderheit gab, die der Meinung war, jetzt neue Fragen an die deutsche Geschichte stellen zu müssen¹⁹.

Unter diesen Bedingungen glaubte der Mann, der am 9. November 1918 die Regierungsverantwortung an Friedrich Ebert abgetreten hatte, nun erneut aktiv werden zu müssen. Allerdings eher über die Bande. Zunächst bat er die Reichsregierung, seinem „Beauftragten“ Kurt Hahn die Akten seiner Kanzlerschaft zur Verfügung zu stellen, weil er „ohne diese meine Verteidigung nicht formulieren kann“²⁰. Als Reichskanzler Philipp Scheidemann seinem Vorgänger dann aber persönlich antwortete, dass seine Regierung in aller kürzester Zeit das gesamte Aktenmaterial über das Waffenstillstandsabkommen heraus geben werde und dem Prinzen nur Aktenauszüge zur Verfügung gestellt werden könnten²¹, replizierte Max von Baden: „Ich nehme den Versuch sehr ernst, der von rechtsstehender Seite unternommen wird, um die Verantwortung für die militärische Katastrophe von dem General Ludendorff auf die politische Leitung des Oktober 1918 abzuwälzen – diese Geschichtsfälschung muss zerstört werden; aber ich frage mich, soll heute der Kampf aufgenommen werden, da der Friede noch nicht unterzeichnet ist, und die Feinde herausgerissene Zitate zur Diskreditierung des damaligen Friedensgesprächs verwerten können. Ich glaube, die Verantwortung für die Vermehrung des inneren Haders sollte heute den falschen Freunden Ludendorffs allein überlassen bleiben. Aus diesem Grunde habe ich mich trotz aller Provokationen entschlossen, meine persönliche Verteidigung gegenüber konservativen Angriffen erst vorzunehmen, wenn Friede und Brot im Lande sind, und die öffentliche Meinung die nervöse Spannung verloren hat, die jeder nüchternen Beurteilung der Vergangenheit entgegensteht.“²² Am gleichen Tag hatte er Ludendorff in einem persönlichen Schreiben nahegelegt, jetzt, wo Deutschland in einer so verzweiferten Lage sei, den Kampf um die Vergangenheit bis Friedens-

¹⁸ Vgl. hierzu Eugen Fischer-Baling, Der Untersuchungsausschuss für Schuldfragen des ersten Weltkrieges, in: Alfred Herrmann (Hrsg.), Aus Geschichte und Politik. Festschrift zum 70. Geburtstag von Ludwig Bergstrasser, Düsseldorf 1954, S. 117ff.; Pöhlmann, Kriegsgeschichte, S. 267ff.; Sammet, „Dolchstoß“.

¹⁹ Vgl. Andreas Wirsching, Demokratisches Denken in der Geschichtswissenschaft der Weimarer Republik, in: Christoph Gusy (Hrsg.), Demokratisches Denken in der Weimarer Republik, Baden-Baden 2000, S. 71–95; Niess, Geschichtsschreibung, S. 107–125.

²⁰ Telegramm Max von Baden an Friedrich Ebert vom 24. 2. 1919, in: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (künftig: BArch), R 43 I Nr. 2777.

²¹ Scheidemann an Max von Baden aus Berlin vom 24. 2. 1919, in: Ebenda.

²² Max von Baden an Scheidemann vom 12. 3. 1919, in: BArch, R 43 I/803.

schluss ruhen zu lassen²³. Mit diesen Abwiegelungsbemühungen konnte er aber weder Ludendorff noch Scheidemann überzeugen.

So saß der Badener zwischen allen Stühlen. Selbst Hans Delbrück, der ein geschichtspolitisches Hervortreten des Prinzen gegenüber Hindenburg und Ludendorff für ein Gebot der Stunde hielt, bekam von ihm nun einen Korb²⁴. Der einzige indirekte Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem er sich schließlich verstehen konnte, war die Lancierung eines von Kurt Hahn aufgesetzten Artikels über die Motive seiner Kanzlerschaft, den sein alter Jugendfreund, Ernst II. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, in die urpreußische *Kreuz-Zeitung* bringen sollte²⁵. Er erschien dann im Mai 1919 aber in Paul Rohrbachs Zeitschrift *Deutsche Politik*²⁶, nachdem die konservativen Hardliner in der Redaktion der *Kreuz-Zeitung* einen Abdruck abgelehnt hatten. Es waren vor allem zwei Verdikte, die dieser Artikel in den Raum stellte: Erstens, dass Max von Baden alles nur Erdenkliche getan habe, die revolutionären Energien der Massen in legale Bahnen zu lenken und der akuten Staatskrise eine verfassungsmäßige Lösung zu geben; in der festen Überzeugung, durch eine rechtzeitige Abdankung des deutschen Kaisers die Dynastie retten zu können. Und zweitens, dass der letzte kaiserliche Kanzler aus den lautersten Motiven heraus gehandelt habe.

Wie er selbst den geistigen Kampf um das Erbe seiner Kanzlerschaft empfand, geht aus einem Privatbrief hervor, den er Ende März 1919 an seinen Freund Johannes Müller schrieb. „Meine Gegner“, so heißt es dort, wollten „mich in den Augen des Volks herabsetzen und mich als Politiker unmöglich machen. Die Mittel, die sie anwenden, sind billig und gemein.“ Die Leute sähen „letzten Endes den Stürzer des Kaisers in mir, während mein letzter Schritt der verzweifelte Versuch war, den Kaiser gegen die Revolution zu schützen“. Er sei schließlich weder – wie ihm fälschlicherweise unterstellt würde – ein Demokrat noch ein Pazifist (gewesen), sondern ein Verfechter des „ethischen Imperialismus“ und des „Führergedankens“²⁷. Er „habe als überzeugter Monarchist gehandelt, allerdings als einer, der sich die Monarchie nicht im Widerspruch mit dem Volkswillen denken kann. Mein letzter Akt war ein Akt der Treue gegenüber der Dynastie der Hohenzollern.“²⁸

Was Max von Baden sich da zurechtgelegt hatte, enthielt bereits alle wichtigen Ingredienzien seiner geschichtspolitischen Öffentlichkeitsarbeit: der letzte Kanzler als zu spät berufener, aber dennoch vom besten Willen beseelter Retter des Reiches, dessen Misserfolg vor allem die militärische Führung zu verantworten

²³ Vgl. hierzu Machtan, Prinz Max von Baden, Kapitel 10, auch zum Folgenden.

²⁴ Max von Baden an Hans Delbrück aus Baden-Baden vom 21.3.1919, in: SBB PK, NL Delbrück.

²⁵ Max von Baden an Ernst II. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg vom 31.3., 10.4. und 2.5.1919, in: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, La 142, Nr. 739.

²⁶ Vgl. Prinz Max und die Abdankung des Kaisers, in: *Deutsche Politik* 4 (1919), H. 18, S. 560 ff.

²⁷ Zur politischen Weltanschauung des Prinzen in den Jahren 1917/18 vgl. ausführlich Machtan, Max von Baden, passim.

²⁸ Max von Baden an Johannes Müller vom 29.3.1919, in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Johannes Müller; dort auch das nachfolgende Zitat.

habe. Vorläufig wollte er „schweigen bis Frieden ist“. Aber: „Mein Material habe ich jetzt gesammelt.“ Was er damit meinte, fasste er später zu zwei zentralen Anklagepunkten zusammen. „Erstens: die Erdolchung der Heimatfront durch den General Ludendorff, als er am 29. September angesichts eines siegreich vordringenden Feindes die Waffenstillstandsbitte erzwang; zweitens: die Unmöglichkeit, den Weckruf zur nationalen Verteidigung erklingen zu lassen, ehe der von der Obersten Heeresleitung als Retter des deutschen Volkes präsentierte Präsident Wilson entlarvt war. Ihn zu entlarven, misslang, weil der Kaiser nicht rechtzeitig abdankte.“²⁹ Vorläufig ging es jedoch nur darum, mit Hilfe von Kurt Hahn eine historische Abhandlung über seine Kanzlerzeit zu verfassen. Diese Schrift sollte gar „nicht lang sein für’s erste, eigentlich nur eine Aneinanderreihung der Tatsachen unter dem Gesichtspunkt des Gewollten. Später soll dann eine vollständige Darstellung bis ins Einzelne erfolgen.“³⁰

Am 27. Juli 1919 veröffentlichten die Zeitungen ein sogenanntes Protokoll über die Vorgänge vom 9. November 1918, das von Hindenburg, Hans-Georg von Plessen, Ulrich von Marschall, Friedrich von der Schulenburg und Paul von Hintze unterschrieben war. Darin sprachen sich der ehemalige OHL-Chef und die engsten Ratgeber des Kaisers von jeder Verantwortung für dessen Zwangs-Abdankung frei. Die Schuld am Bankrott der Monarchie gaben sie der letzten kaiserlichen Regierung, die Wilhelm II. ganz unnötiger Weise preisgegeben habe³¹. Mit dieser Stigmatisierung begannen für Max von Baden ganz unliebsame „Großkampftage“³², die in der Veröffentlichung seiner Gegendarstellung gipfelten³³. Mit dieser Schrift versuchte er, so gut es ging³⁴, den Spieß umzudrehen und den militärischen Beraterkreis des Kaisers für dessen blamable Flucht verantwortlich zu machen. Ob diese Abwehr irgendetwas – und wenn ja, was genau – im öffentlichen Diskurs bewirkte, lässt sich schwer abschätzen³⁵. Wir wissen nur, dass Max hoffte, nach diesem Schritt „mit der Vergangenheit und ihrem Wiedergekäu fertig zu sein

²⁹ Max von Baden an Schwertfeger vom 22. 12. 1921, in: Bundesarchiv Koblenz (künftig: BArch Koblenz), N15/549.

³⁰ Max von Baden an Marie Paulcke vom 15. 7. 1919, in: Generallandesarchiv Karlsruhe, NL Paulcke Nr. 5.

³¹ Vgl. Pyta, Hindenburg, S. 418 ff.

³² Max von Baden an Johannes Müller vom 29. 7. 1919, in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Johannes Müller.

³³ Eine erste Version veröffentlichte Max von Baden schon am 30. 7. 1919 in Überlingen in Gestalt einer 9-seitigen Broschüre mit dem Titel „Der 9. November 1918“. Dieser Privatdruck wurde dann noch einmal umgearbeitet und ging eine Woche später an die diversen Berliner Tageszeitungen, die den Text am 9. 8. 1919 mehr oder weniger auszugsweise zum Abdruck brachten.

³⁴ „Ich kann natürlich heute noch nicht alles sagen, weil ich die Stellung des Kaisers nicht komplizieren und unser militärisches Prestige nach Möglichkeit schonen will.“ Max von Baden an Unterstaatssekretär Albert vom 22. 7. 1919, in: BArch Koblenz, R 431/166.

³⁵ Wie aus einer späteren Verlautbarung Max von Badens hervorgeht, sei diese Veröffentlichung in der geschichtspolitischen „Polemik so gut wie totgeschwiegen“ worden, in: Baden, Erinnerungen, S. 5 (Vorwort).

und meine Kräfte der Zukunft“ widmen zu können³⁶. Doch das ließ seine Umgebung, das ließ namentlich Kurt Hahn nicht zu. Hahn drängte vielmehr auf eine detaillierte Niederschrift der Kanzlerzeit Max von Badens und ihrer Vorgeschichte, die in weiten Teilen deckungsgleich mit seiner eigenen politischen Biografie war. Es war nämlich Kurt Hahn gewesen, dem man die intellektuelle wie psychologische Urheberschaft der Kanzlerschaft Max von Badens zuerkennen muss³⁷. Hahn besaß insofern ein ebenso vitales Interesse an einer (geschönten) Aufarbeitung des in Konkurs geratenen Unternehmens wie der Ex-Kanzler selbst. Außerdem hatte er einen ausgreifenden Plan entwickelt, wie man den im Herbst 1918 verlorenen Kampf am Ende vielleicht doch noch durch eine suggestive Meistererzählung³⁸ gewinnen könnte. Er wusste auch, wie Max von Badens Handeln von anderen erlebt werden musste, um verstanden zu werden: als ein überaus tragisches Wirken im – Ausnahmezustand.

Das geplante Buch sollte denn auch „keine polemische Schrift werden“, wie Max an Rupprecht von Bayern schrieb. Ganz „im Gegenteil. Ich will möglichst nur Tatsachen bringen, deren Zusammenstellung und Darlegung die gewollten Schlussfolgerungen ergeben. Diese Schlussfolgerungen sind ungefähr folgende: Wir hätten einen besseren Frieden haben können, wenn wir psychologischer gehandelt hätten; wir hätten einen besseren Ruf in der Welt haben können, wenn wir vernünftiger gehandelt hätten, Deutschland und die Dynastien hätten gerettet werden können, wenn wir rechtzeitig eine Neuordnung eingeleitet hätten und wahrhafter gewesen wären; die deutsche Revolution war aber sinnlos und ein Verbrechen, denn die Neuordnung hatte eingesetzt, es fehlte jeder ethische und praktische Grund zur Revolution, das deutsche Volk hatte alles, was es vernünftigerweise erlangen konnte. Die Revolution zerschlug die Freiheit, sie brachte keinen neuen Geist noch weniger neue Methoden. Gegen Ludendorff werde ich wohl am schärfsten polemisieren müssen. Er arbeitet schon mit allzu grobem Material. Die Konservativen möchte ich möglichst schonen trotz ihrer ungeheuren Hetze gegen mich. Die Alldeutschen kann man nicht schonen. Die Sozialdemokratie wird Schweres zu hören bekommen, denn sie versagte intellektuell und charakterlich absolut in der Stunde der Not. Sie könnte heute als Retterin Deutschlands dastehen, wenn sie sich der Revolution nicht angeschlossen hätte. Das sind einige der leitenden Gedanken meines Buches, ich hoffe damit einen Streich zu führen gerade auch im Sinne der Erhaltung derjenigen Werte des alten Deutschland, die wir gern erhalten sähen und die wir zu retten suchen müssen.“³⁹

³⁶ Max von Baden an Johannes Müller vom 29. 7. 1919, in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Johannes Müller.

³⁷ Vgl. im Einzelnen Machtan, Max von Baden, Kapitel 7.

³⁸ Im Sinne von Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow, „Meistererzählung“ – Zur Karriere eines Begriffs, in: Dies. (Hrsg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002, S. 9–32.

³⁹ Max von Baden an Rupprecht von Bayern vom 29. 10. 1919, in: BayHStA, GHA, NL Rupprecht Nr. 694.

Ein „quellenmäßig begründeter Bericht“ zur Entlastung

Hatte man ursprünglich geglaubt, das so konzipierte Erinnerungswerk noch im Winter 1919/20 für den Druck fertig machen zu können⁴⁰, so setzte bald schon große Ernüchterung ein. „Meine Arbeit kommt nur sehr langsam vorwärts“, schrieb Max an Rupprecht im Mai 1920. „Ich bin kein Schriftsteller und der Stoff ist unendlich viel größer, als ich anfangs dachte.“⁴¹ Auch sein Ghostwriter Kurt Hahn war kein gelernter Historiker, so hingebungsvoll er auch arbeiten mochte. Das ehrgeizige Vorhaben trat so auf der Stelle, bis ihm im Herbst 1921 der Historiker Hans Delbrück⁴² neue Impulse und eine professionelle Ausrichtung gab. Wenig später kam mit dem Heidelberger Ordinarius Hermann Oncken⁴³ ein weiterer versierter Historiker als Berater hinzu, so dass die Arbeit nun auf ein ganz anderes Fundament zu stehen kam⁴⁴. Auch dadurch übrigens, dass Max befreundete Offiziere, Parlamentarier, Ministerkollegen und andere Zeitzeugen, die mit ihm während seiner Kanzlerschaft in persönlicher Fühlung gewesen waren, zu sich an den Bodensee einlud, um Erinnerungen auszutauschen und die Ergebnisse dieser informellen Konferenzen zu protokollieren⁴⁵. Schließlich gelang es ihm sogar, für Kurt Hahn in der Berliner Reichskanzlei Einsicht in die Akten seiner Kanzlerschaft zu erwirken⁴⁶. So gewann das Buch-Manuskript im Frühjahr 1922 „allmählich an Gestalt“⁴⁷. Doch von der Druckreife blieb der Text auch im Herbst noch weit entfernt.

⁴⁰ Kurt Hahn an Conrad Haussmann vom 22. 11. 1919, in: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand Q 1 / 2 Haussmann Nr. 115.

⁴¹ Max von Baden an Rupprecht von Bayern aus Salem vom 6. 5. 1920, in: BayHStA, GHA, NL Rupprecht Nr. 694.

⁴² Vgl. Andreas Hillgruber, Hans Delbrück, in: Deutsche Historiker IV, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1972, S. 40–52, sowie Hans Schleier, Hans Delbrück. Ein politischer Historiker zwischen Preußenlegende, amtlicher Militärgeschichtsschreibung und historischer Realität, in: Gustav Seeber (Hrsg.), Gestalten der Bismarckzeit, Bd. 1, Berlin-Ost 1987, S. 378–403.

⁴³ Schon als badischer Landtagsabgeordneter (1915–1918) und als engagierter Kriegspublizist hatte Oncken dem Herrscherhaus nahegestanden. Seine 1927 erschienene zweibändige politische Biografie über Großherzog Friedrich I. von Baden arbeitete ähnlichen geschichtsmythologischen Vorgaben entgegen, wie sie die Mythografen von Salem mit Blick auf den letzten badischen Thronprätendenten verfolgten. Vgl. auch die biografische Skizze von Klaus Schwabe, Hermann Oncken, in: Deutsche Historiker II, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1971, S. 81–97.

⁴⁴ Kurt Hahn an Hans Delbrück vom 31. 8. 1921, in: SBB PK, NL Delbrück; Max von Baden an Johannes Müller vom 5. 10. 1921, in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Johannes Müller (Abschrift); Max von Baden an Hermann Oncken vom 14. 12. 1921, in: STA Oldenburg, Best. 271–14, Nr. 14.

⁴⁵ Vgl. speziell hierzu die Ausführungen von Erich Matthias/Rudolf Morsey, Einführung, in: Dies., Die Regierung Max von Baden, Düsseldorf 1964, hier S. LIII ff. Einige dieser Protokolle haben sich überliefert, in: BArch Koblenz, N 1015 (Schwertfeger) Nr. 549.

⁴⁶ Max von Baden an Wilhelm Arnold Drews vom 10. 6. 1922, in: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem, Abt. VI, NL Drews Nr. 159.

⁴⁷ Max von Baden an Johannes Müller vom 10. 2. 1922, in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Johannes Müller (Abschrift).

Der Grund dafür war, dass interne Unstimmigkeiten zwischen Hans Delbrück und Kurt Hahn über den geschichtspolitischen Kurs des Unternehmens⁴⁸ durch grundsätzliche Bedenkenrätigkeit noch verschärft wurden. So schrieb der frühere Chef der Reichskanzlei Arnold Wahnschaffe an den damaligen Vertreter der OHL beim Reichskanzler Hans von Haeften: „Das Buch des Prinzen bleibt hoffentlich noch möglichst lange ungedruckt.“ Max von Baden könne „schreiben, was er will, er wird von der Wirkung in der Öffentlichkeit keine Freude erleben, und gut daran tun, sein ganzes Material vor allen Dingen für eine künftige objektive Geschichtsschreibung zu gestalten. Leider muss ich fürchten, dass Kurt Hahn wohl nicht mehr allzu lange zurückzuhalten sein wird.“ Haeften, auch jetzt noch ein getreuer Interessenwahrer Hindenburgs und Ludendorffs, teilte diese Anschauung „voll und ganz. So erwünscht es ist, dass alle Beteiligten ihr großes Erleben schriftlich niederlegen, so sehr liegt es im nationalen und politischen Interesse, dass eine Veröffentlichung in der jetzigen Zeit unterbleibt.“⁴⁹

Anderthalb Jahre hörte man nichts mehr von dem Buch-Projekt. Erst im November 1924 fühlte sich der inzwischen beim Reichsarchiv tätige Haeften erneut auf den Plan gerufen, als er an Kurt Hahn schrieb: „Wie uns vor einigen Tagen mitgeteilt wurde, soll das Buch Seiner Großherzoglichen Hoheit des Prinzen Max über die Zeit seiner Kanzlerschaft in einigen Monaten erscheinen. Wie Ihnen erinnerlich sein wird, bat ich Sie nach meinem Besuch in Salem im Auftrage des Präsidenten des Reichsarchivs, von allen Ihnen von mir erteilten Aufschlüssen über jene Vorgänge in dem Buch nichts zu erwähnen. Nur unter dieser Bedingung hatte seinerzeit der Präsident des Reichsarchivs mir die Erlaubnis erteilt, dem Prinzen Max von meinen Aufzeichnungen Kenntnis zu geben. Der Präsident des Reichsarchivs legt, wie er mir vorgestern mitteilte, den allergrößten Wert darauf, dass diese Verabredung strengstens innegehalten wird.“⁵⁰ Der Ex-Kanzler nahm diese Intervention so ernst, dass er Kurt Hahn im Januar 1925 auf ein paar Wochen nach Berlin schickte⁵¹. Dort konnte er bereits mit Auszügen aus den fertigen Teilen des Manuskripts aufwarten. Hans Delbrück zeigte sich nachgerade euphorisch über das, was er zu lesen bekam. Sein ohnehin schon notorisch positives Vorurteil gegenüber dem letzten kaiserlichen Kanzler erfuhr noch einmal eine enorme Verstärkung⁵², wie er diesem brieflich mitteilte.

Max von Baden blieb indes skeptisch: „Über die Wirkung des Buches mache ich mir keine Illusionen. Ich kenne den Hass, mit dem ich verfolgt werde, und kann nicht erwarten, dass meine Gegner sich bekehren lassen wollen.“ Prinzipiell begrüßte er natürlich Delbrücks „aufmunternde Teilnahme“. Es seien aber ande-

⁴⁸ Delbrück an Kurt Hahn vom 4. 10. 1922 bzw. Kurt Hahn an Delbrück vom 7. 10. 1922, in: SBB PK, NL Delbrück.

⁴⁹ Wahnschaffe an Haeften vom 20. 2. 1923 bzw. Haeften an Wahnschaffe vom 27. 2. 1923 (Durchschlag), in: BArch, R 1506/326; Solf an v.d. Bussche vom 24. 6. 1923, in: BArch Koblenz, N 1053/69, der ebenfalls befürchtete, dass es Kurt Hahn sei, der Max das Memoirenbuch „einflößt“.

⁵⁰ Haeften an Kurt Hahn vom 10. 11. 1924 (Entwurf), in: BArch, R 1506/326 (Konzept).

⁵¹ Max von Baden an Schwertfeger vom 24. 1. 1925, in: BArch Koblenz, N 1015/549.

⁵² Delbrück an Max von Baden vom 25. 3. 1925 (Briefkonzept), in: SBB PK, NL Delbrück.

re „treue Freunde von mir Gegner einer Veröffentlichung. Der Großherzog von Hessen, der fast mit Leidenschaftlichkeit meine Sache vertritt, gehört zu diesen. Auch der Großherzog von Baden nimmt diesen Standpunkt ein, er wohl besonders aus Sorge vor der Polemik, die sich an das Buch hängen wird. Wenn mir nun selbst das Schweigen viel mehr liegt als das Reden, so halte ich es jetzt doch für notwendig, aus der Reserve hervorzutreten.“ Auch wolle er die Kriegsschuldfrage „in meinem Buch behandeln, muss es doch mein Ziel sein, unseren Feinden an den Kragen zu gehen, wo immer das möglich ist“⁵³.

Von einer historischen Aufarbeitung sine ira et studio konnte also bei Max keine Rede sein. „Aus der Reserve heraustreten“ – das bedeutete: Geschichtspolitik betreiben, die öffentliche Meinung beeinflussen, historische Werturteile platzieren. Um die Salemer Geschichtsschreiber in diesem Vorhaben zu bestärken bzw. zu inspirieren, reiste Hans Delbrück Ende November 1925 ungeachtet seines hohen Alters noch einmal zu einem längeren Besuch an den Bodensee. Erst danach wurden die ersten Manuskriptteile an die Deutsche Verlagsanstalt nach Stuttgart gegeben, von wo dann ab dem Frühjahr 1926 sukzessive die Druckfahnen zur Überarbeitung und Verbesserung an das Autorenkollektiv zurückkamen⁵⁴. Im Frühsommer 1926 begann Hermann Oncken, der bisher vor allem beratend tätig gewesen war, seinen Sachverstand stärker in die konkrete Arbeit einzubringen. Dies war offenbar nötig, nachdem sich herausgestellt hatte, dass auch die literarische Komposition des Geschichtswerks erhebliche Mühe machen würde⁵⁵. Denn der Anspruch an die Publikation war jetzt hoch; veröffentlicht werden sollte – wie es im vom April 1927 datierten Vorwort zu ihr heißt – „ein quellenmäßig begründeter Bericht über diejenige Epoche des deutschen Schicksals, in die ich verflochten war“⁵⁶.

Ende Oktober 1926 kam es in Salem zur Endredaktion, als Kurt Hahn vor handverlesenem Kreis aus den Druckfahnen des Buchmanuskriptes rezitierte. Eingeladen waren das Ex-Herzogspaar von Braunschweig, Max' Schwager Ernst August von Hannover mit seiner Frau Viktoria Louise, der Tochter des letzten deutschen Kaisers, Max' alter Jugendfreund Karl Friedrich Prinz von Hessen und Heinrich Scheüch, der preußische Kriegsminister aus der Kanzlerzeit des Gastgebers. Der Repräsentant des Hauses Hessen hat über diese denkwürdige Zusammenkunft persönliche Notizen überliefert, die interessante Aufschlüsse über die privatpolitischen Intentionen des in Frage stehenden Memoirenwerkes vermitteln. Nach Beendigung dieser mehrtägigen Veranstaltung – so heißt es beispielsweise – habe Scheüch zu Hahn gesagt: „Der Schluss des Buches stimmt doch gar nicht. Prinz Max hat, soweit ich mich erinnere, den Reichskanzler Ebert gar nicht

⁵³ Max von Baden an Delbrück vom 11. 5. 1925, in: Ebenda.

⁵⁴ Vgl. hierzu im Einzelnen die Korrespondenz Hahn-Delbrück aus den Monaten November 1925 bis März 1926, in: SBB PK, NL Delbrück. Im Archiv der Deutschen Verlagsanstalt sind Unterlagen zu Max von Baden bzw. den Memoiren nicht mehr vorhanden, da das Verlagsarchiv im Zweiten Weltkrieg ausgebombt wurde.

⁵⁵ Vgl. Kurt Hahn an Oncken vom 30. 5. 1926 und die sich daran anschließende dichte Brieffolge der Monate bis August 1927, in: STA Oldenburg, Best. 271-14, Nr. 193.

⁵⁶ Baden, Erinnerungen, S. 5.

mehr gesehen. Er wollte sich zwar von ihm verabschieden, aber wegen der dringenden Regierungsgeschäfte war es nicht möglich, auch nur eine Minute zu erübrigen.“ Hahn habe sich aber gegen eine Änderung dieser reichlich pathetischen, ja manipulativen Passage⁵⁷ energisch verwahrt, und zwar mit der Begründung, solche Streichungen würden „meinem Paradiesvogel die schönsten Federn aus[reißen]“⁵⁸.

Noch bezeichnender ist, was Kurt Hahn an Friedrich Karl von Hessen im Anschluss an die Salemer Vorlesung schrieb, nachdem von diesem die Vorlage einer ihn selbst betreffenden Druckfahnen-Passage aus dem Buch eingefordert worden war. Hahn legitimierte seinen großzügigen Umgang mit der historischen Wahrheit ganz ungeniert so: Worum es in diesem Buch letztlich gehe, sei „das Bild Seiner Großherzoglichen Hoheit in der Geschichte“, insbesondere „die Ehre seines Hauses“. Im vorliegenden Fall⁵⁹ müsse unbedingt der Vorwurf ausgeräumt werden, „dass Prinz Max, gehemmt durch dynastische Einstellung, nicht energisch genug den rettenden Weg eingeschlagen hat. Da ist es eine entscheidende Entlastung vor der Geschichte, dass Prinz Max den Prinzen Friedrich Karl zum Kaiser hat schicken wollen.“ Denn die Tatsache, dass Friedrich Karl schließlich nicht gehen mochte, sei „entscheidend für den Misserfolg des Planes, den Kaiser zur freiwilligen Abdankung zu bringen. Bricht man nun dieses eine Stück aus der Kette der Versuche des Prinzen Max, zu dieser würdigsten Lösung zu kommen, heraus, so ist eine Rechtfertigung seiner Handlungsweise nicht mehr möglich.“⁶⁰ Mit anderen Worten: Kurt Hahn sah seine Hauptaufgabe als Memoirenschreiber darin, alles Unstimmige zum Verschwinden zu bringen und die von diesen Konjekturen Betroffenen in die moralische Pflicht zu nehmen, solchen Manipulationen auf keinen Fall entgegenzutreten. Bei Friedrich Karl hatte das freilich zur Folge, dass er Max von Baden die Freundschaft kündigte. Andere ließen es bei sarkastischen Äußerungen bewenden⁶¹.

Die Blaupause der Meistererzählung

Wortreiches Verschweigen des historisch Richtigen – so könnte man den einen Anlagestrang von *Erinnerungen und Dokumente* bezeichnen. Auf diesem Wege waren jedenfalls die folgenden zentralen geschichtspolitischen Ideologiekern halb-

⁵⁷ Sie lautete: „Zwischen 5 und 6 Uhr ging ich zu Ebert, um Abschied zu nehmen. [...] ‚Herr Ebert, ich lege Ihnen das Deutsche Reich ans Herz!‘ Er antwortete: ‚Ich habe zwei Söhne für dieses Reich verloren.‘“ (Baden, *Erinnerungen*, S. 643).

⁵⁸ Wolfgang Prinz von Hessen, *Aufzeichnungen*, Kronberg 1986, S. 123.

⁵⁹ Es ging darum, dass der Reichskanzler Max von Baden am 31.10.1918 den Schwager des Kaisers eindringlich beschworen hatte, ins Große Hauptquartier nach Spa zu reisen und den Monarchen zu überreden sofort abzudanken – eine Mission, der er sich selbst nicht gewachsen fühlte. Vgl. hierzu im Einzelnen Machtan, Max von Baden, passim.

⁶⁰ Prinz von Hessen, *Aufzeichnungen*, S. 121.

⁶¹ Friedrich Heilbronn an Solf aus Zürich vom 7.8.1928 bzw. Solf an Heilbronn vom 1.9.1928, in: BArch Koblenz, N 1053/111. In Anlehnung an diese Korrespondenz das nachfolgende Zitat.

wegs glaubwürdig in die Öffentlichkeit zu bringen, die der Argumentation ihr Gefüge gaben: Erstens, obwohl Prinz Max von Baden durch seine noble Herkunft, seinen Charakter, seine humane Gesinnung sowie sein praktisches Erfahrungswissen, das er als informeller Diplomat im Weltkrieg erworben hatte, für eine Führungsaufgabe in der Reichsleitung prädestiniert war, musste man ihn zu diesem politischen Engagement erst drängen; politischer Ehrgeiz trieb ihn nicht an, er hat sich lediglich zur Verfügung gestellt. Zweitens, bis Spätsommer 1918 gab es für das deutsche Kaiserreich noch einen respektablen und gangbaren Weg aus dem Krieg. Dafür besaß Prinz Max auch ein Programm, das viele aus allen Lagern zu vereinen vermocht, Deutschlands Ehre und Wehrkraft gerettet und die Monarchie durch eine Verbreiterung der Basis der Regierenden vor dem Untergang bewahrt hätte. Doch sei er beklagenswerter Weise viel zu spät an die Spitze gelangt, um diese Ideen noch verwirklichen zu können. Denn durch das inzwischen von der Obersten Heeresleitung erpresste Waffenstillstandsangebot war eine irreversible falsche Weichenstellung erfolgt. Sie zwang dem Kanzler eine ganz andere politische Agenda auf. Deshalb konnte es sich, drittens, am Ende nur noch darum handeln, für das Reich zu retten, was überhaupt noch zu retten war. Die *Entführung* des Kaisers ins Große Hauptquartier Ende Oktober machte eine staatsmännische Lösung der Monarchie-Krise unmöglich, denn dadurch wurde er dem politischen Einfluss des Reichskanzlers entzogen, der als überzeugter Monarchist immer nur das eine Ziel verfolgte, den Hohenzollern ihren Herrscherthron zu erhalten. Erst Wilhelms Weigerung, freiwillig und mit edler Geste abzutanken, habe schließlich die Dynastien zum Einsturz gebracht. Auch die Sozialdemokratie habe in der Stunde der Not versagt, indem sie sich der Revolution anschloss, für die es doch gar keine innere Berechtigung gab. So musste sich das historisch-politische Wirken des Reichskanzlers Max von Baden letztlich darin erschöpfen, in einem Augenblick höchster Not mutig und aufopferungsbereit in die Bresche zu springen.

Im Kern zielte das Konstrukt darauf, den Prinzen als einen Mann erscheinen zu lassen, der die historischen Notwendigkeiten durchaus erkannt hatte, der auch entsprechend handeln wollte, dem aber die Hände gebunden waren – der an Anderen gescheitert war. Kritischen Nachfragen meinte man damit aus dem Weg gehen zu können; wie etwa die nach seinem tatsächlichen politischen Können, seiner Willens- und Entschlusskraft, seinen Ängsten und Skrupeln, seiner politischen Vergangenheit. Aus den gleichen Gründen wurden auch die militärischen Granden Hindenburg und Ludendorff auffällig geschont⁶². Selbst dem früheren deutschen Kaiser wollte Max offenkundig nicht zu nahe treten, ihn keinesfalls zu einer Gegendarstellung herausfordern. Vorteilhaft war schließlich auch, dass mit Friedrich Ebert inzwischen derjenige Kronzeuge verstorben war, der den Salemer Geschichtskonstruktionen noch am wirksamsten hätte entgegnet werden können.

⁶² Die Angst vor unberechenbaren Reaktionen der Herren Hindenburg und Ludendorff war offenbar so groß, dass man selbst die Verheimlichung wichtiger Fakten billigend in Kauf nahm; vgl. Matthias/Morsey, Regierung Max von Baden, S. LXII f.

Dennoch mochten die Autoren nicht allein auf die Suggestivkraft ihrer Narration bauen. Ihre eigentliche Beglaubigung als historisch wahr sollte die Darstellung durch eine dokumentarische Struktur erhalten. So bestand mehr als 80 Prozent ihres Inhalts aus Quellenzitate, besser gesagt: aus Quellenauszügen, hinter denen das eigenständige Denken und selbstbestimmte Handeln des Autobiografen fast verschwand. Aus wissenschaftlicher Sicht fällt am stärksten ins Gewicht, dass die Herkunft der meisten Quellen und Dokumente, auf die Max von Baden rekurrierte, systematisch verschwiegen, ja sogar vernebelt wurde. Die Namen der intellektuellen Ideengeber tauchten kaum einmal auf und erkennbar wurde auch nicht, aus welcher Perspektive man analysierte bzw. urteilte. So schwamm der Leser in den Namenslückenfüllwörtern und Passivkonstruktionen wie „man“, „Gesinnungsgenossen“, „Freunde“, „aus Berlin“, „mir ist später erzählt worden“, „aus einer vertraulichen Aufzeichnung jener Tage, die mir zur Verfügung gestellt wurde“. Und ob die zahlreichen zumeist zeugenlosen Gespräche, auf die der Ich-Erzähler sich immer wieder berief, ihm tatsächlich wie behauptet „in wörtlicher Rede“ in Erinnerung geblieben waren, darf auch bezweifelt werden.

Noch etwas kommt hinzu. Das Buch protokollierte zwar detailliert drei Jahre im politischen Leben des Prinzen Max von Baden. Es versuchte sogar, diesen Abschnitt dramaturgisch zu gestalten, aber es ordnete diese Episode nicht in den Lebenszusammenhang des Fürsten ein, der bei seinem Quereinstieg in die große Politik immerhin bereits 50 Jahre alt war. Übrigens sprach der Erzähler auch nicht durchgängig in der „Ich-Form“. Unvermittelt entfuhr ihm ab und zu ein „wir“ oder „uns“⁶³, ohne dass gesagt würde, um welches Kollektiv es sich dabei gerade handelte. So verriet auch die Sprache immer wieder ungewollt, dass in diesem Werk eher eine stilisierte Kunstfigur das große Wort führte als ein historisch-realer Akteur, der sich selbst als Zentrum einer operativen Politik verstand und nun aus zeitlichem Abstand Rechenschaft darüber ablegte. Kurzum das Buch *Erinnerungen und Dokumente* war weder eine reflektierte Selbstbefragung, noch enthielt es eine kritische Analyse der Zeitläufte, in die das politische Wirken des Prinzen im Herbst 1918 involviert war. Und den Mut zu einer Abrechnung mit den Gegnern von damals brachte es auch nicht auf.

Rezeptionsmuster

Ein halbwegs gesichertes Urteil über die öffentliche Wirkung des im April 1927 publizierten Werkes ist schwer zu gewinnen. Die meisten dezidiert positiven, aber auch viele wohlwollend-neutrale Besprechungen wurden lanciert⁶⁴. So gab es

⁶³ Vgl. etwa Baden, *Erinnerungen*, S. 116, S. 161 u. passim.

⁶⁴ So stellte Delbrück in seinen Preußischen Jahrbüchern, Bd. CCIX (1927), H. 1, S. 1–22, nicht weniger als 22 Druckseiten für ein Referat über den Inhalt des Buches zur Verfügung, für das sein Mitarbeiter Emil Daniels die Autorenschaft übernahm. Zu Onckens Einbindung in den Reklamefeldzug vgl. Hahn an Oncken vom 30. 6. 1927, in: STA Oldenburg, Best. 271–14, Nr. 731.

denn auch kaum eine Zeitung, die von dem Erinnerungsband keine Notiz nahm⁶⁵. Zumeist geschah dies so, dass sie die Neuerscheinung ihren Lesern zur Lektüre empfahl, wie beispielhaft aus dem sozialdemokratischen Zentralorgan *Vorwärts* erhellt, der diesem „umfassenden Quellenwerk über die Vorgeschichte des Zusammenbruchs“ ohne Umschweife „eine bedeutende Rolle in der politischen Geschichtsschreibung“ zuwies⁶⁶. Der Verkauf der Erstauflage ließ sich denn auch nicht schlecht an⁶⁷.

Natürlich traten auch die notorischen Kritiker des Prinzen mit ihren alten Vorwürfen⁶⁸ wieder auf den Plan⁶⁹. Jenseits der politisch-ideologischen Reflexe im Lager der Ewig-Gestrigen überwog jedoch auch im bürgerlich-republikanischen Lager ein eher kritischer Tenor in der Beurteilung der Leistungen der letzten kaiserlichen Reichsregierung. Das zeigen am deutlichsten jene Rezensionen, die von vergleichsweise vorurteilsfernen, mehr oder minder toleranten und geistig aufgeschlossenen Autoren verfasst wurden. Das gilt zum Beispiel für den rheinischen Literaten Herbert Eulenberg, einen überzeugten Demokraten, der als die Quintessenz seiner Lektüre des Memoirenwerkes festhielt: Ausgesprochen „jählings“ sei Max von Baden die Führung der Reichsgeschäfte zugefallen. „Ein schwacher Mann, gewillt zu allem Guten, doch im Entschluss schon stockend, und in dem Alten zu sehr verquickt, um Neues recht zu wollen“, heißt es irgendwo in einem Königsdrama von Shakespeare. Und die Stelle klingt wie auf den Badener Prinzen gemünzt.⁷⁰

Ähnliche Töne schlug der linksliberale Journalist Theodor Wolff an, als er Max von Baden gleich zu Beginn seiner Besprechung vorwarf, dass er „sich oft zu spät zum richtigen Handeln entschlossen hat. Schlimmer noch ist, dass er häufig etwas wollte, was er nicht zu tun vermochte, und stattdessen das Ungewollte tat“. Die beiden größten Fehler seien gewesen, dass er dem Drängen der OHL nach Unterzeichnung des Waffenstillstandsgesuchs „nachgab und nicht den Herren selbst die Unterzeichnung der Bittschrift überließ. Sein zweiter großer Fehler war, dass

⁶⁵ Die wichtigsten Artikel finden sich in der Presse-Ausschnittsammlung des Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs unter „Max von Baden“.

⁶⁶ „Dokumente zum Zusammenbruch. Erinnerungen des Prinzen Max von Baden, in: *Vorwärts* vom 13. 4. 1927.

⁶⁷ In den ersten sechs Wochen nach Erscheinen sollen 5.000 Exemplare verkauft worden sein (Max von Baden an Johannes Müller vom 16. 5. 1927 (Abschrift), in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Müller). Das war sicherlich ein Achtungserfolg, aber im Vergleich zu den Verkaufszahlen, die etwa die Memoiren des Exkaisers Wilhelm II, Ereignisse und Gestalten 1878–1918, Berlin/Leipzig 1922, erzielt hatten, nämlich mehrere Hunderttausend (vgl. John C.G. Röhl, Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900–1941, München 2008, S. 1273), nimmt sich der Absatz doch relativ verhalten aus. Insgesamt dürften wohl ca. 10.000 Exemplare des Buches verkauft worden sein.

⁶⁸ Vgl. hierzu ausführlich Machtan, Max von Baden, Kapitel 10.

⁶⁹ Vgl. Artikelserie von Oberstleutnant a.D. Niemann, in: *Kreuz-Zeitung* vom 17., 20. und 21. 4. 1927; den nicht weniger ausführlichen Aufsatz des Freiherrn von Forstner, in: *Deutsches Adelsblatt* (1927), Nr. 24 bis 27, sowie die Abhandlung „Prinz Max von Baden“, in: *Deutscher Offizier-Bund*, Nr. 19 bis 21, vom 5., 15. und 25. 7. 1927.

⁷⁰ „Prinz Max von Baden“, in: *Volkszeitung* vom 29. 5. 1927 (Zeitungsausschnitt aus dem Hamburgischen Weltwirtschafts-Archiv).

er sich nicht mutig an die Kaiserfrage herantraute.⁷¹ Der linkskatholische Publizist Heinrich Scharp fokussierte auf „die innere Zwiespältigkeit der Politik des Prinzen Max“ und vertrat die Meinung: „Er war nicht nur eine tragische, sondern als Politiker vor allem eine problematische Figur.“ Denn dieser Kanzler „glaubte einen Weg zu wissen und ging ihn nicht“⁷².

Sachliche Kritik in weiter rechts stehenden Blättern ging in dieselbe Richtung. „Die Fehler die er gemacht hat und die von schwerwiegenden Folgen begleitet waren“, schrieben die nationalliberalen *Hamburger Nachrichten*, „liegen darin, dass er seiner Stellung als Reichskanzler in der schwersten Zeit unseres Vaterlandes nicht gewachsen war. Er war nicht der Mann der Tat, sondern der des Hinzögerns, und so ging der Augenblick verloren, in dem er vielleicht noch entscheidend hätte eingreifen können, wenn er den ganzen Mut der Verantwortung auf sich nehmen wollte.“⁷³ Wie die konservative *Deutsche Allgemeine Zeitung* ergänzte, sei er einer jener Politiker gewesen, „die nach gefasstem Plan, aber nicht intuitiv handeln können, ein Mann der Denkschriften und Theorien. Er hat sich von den Ereignissen treiben lassen, statt sie zu meistern.“⁷⁴

Alles in allem wird man also kaum davon reden können, dass die Publikation ihrem Titelhelden tatsächlich zu der erhofften Rehabilitierung verholfen hat. Sie scheint sogar eher seinen Ruf als politische Fehlbesetzung besiegelt zu haben. Fragt sich noch, wie die Fachwissenschaftler das Werk aufgenommen haben. An zeitnahen Reaktionen sind nur drei Besprechungen überliefert. Die erste war eine überaus polemische aus der Feder von Veit Valentin, einem der wenigen dezidiert demokratischen Historiker in der Weimarer Republik⁷⁵, die die linksintellektuelle *Weltbühne* veröffentlichte⁷⁶. Es hat den Anschein, als ob der Autor von Insidern für diese dekvuvrierende Besprechung „gebrieft“ worden sei. Valentin enthüllte, dass Kurt Hahn „jahrelang den Prinzen Max regiert [hat]“ und dass *Erinnerungen und Dokumente* „zum guten Teil Kurt Hahns gesammelte Werke [sind]“. Die Dokumente und Quellen dieses Buches – so hebt der Rezensent hervor – sind „nicht einwandfrei“, Einzelnes ist sogar „sichtbar falsch und verdreht“. In seiner Gesamtbeurteilung kam der Historiker zu dem vernichtenden Schluss, dass der letzte Kanzler der Monarchie „fortgesetzt das Gegenteil von dem [tut], was er eigentlich will“ – insofern sei dessen Regierungszeit eher „tragikomisch, wenn Deutschland nicht dabei weinen müsste“.

Auch der politisch eher rechtsliberal eingestellte Historiker Fritz Hartung merkte an: „Aus keinem andern Buch ist mir die Schmach [...] des völligen Versa-

⁷¹ „Die Grippe“, in: Berliner Tageblatt vom 22. 5. 1927.

⁷² „Woran ist Prinz Max gescheitert?“, in: Deutsche Republik vom 22. 7. 1927.

⁷³ „Prinz Max von Baden“, in: Hamburger Nachrichten vom 21. 5. 1927.

⁷⁴ „Der fünfte Akt“, in: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 17. 4. 1927.

⁷⁵ Vgl. Elisabeth Fehrenbach, Veit Valentin, in: Deutsche Historiker I, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1971, S. 69–85, sowie Hans-Ulrich Wehler, Veit Valentin, in: Ders., Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung, Göttingen 1980, S. 292–297; Wirsching, Demokratisches Denken, in: Gusy (Hrsg.), Demokratisches Denken in der Weimarer Republik.

⁷⁶ „Bademax“, in: Die Weltbühne vom 17. 5. 1927.

gens unserer Regierung so greifbar, so schmerzlich entgegengetreten wie in diesen Aufzeichnungen des Prinzen Max.“ Dessen Hauptkennzeichen seien „Illusionen und Schwäche“ und darüber hinaus „Pflichtverletzung“ und „Versagen“ gewesen – „unentschuldig“ und „verhängnisvoll“ zugleich⁷⁷. Erst 1930 erschien dann in der *Historischen Zeitschrift* eine um wissenschaftliche Redlichkeit bemühte Rezension aus der Feder von Friedrich Luckwald, einem Historiker aus der zweiten Reihe⁷⁸. Sie taxierte den „Gewinn für die Forschung“ als „keineswegs gering“; das Werk bleibe „aber doch wohl hinter dem zurück, was man geglaubt hatte erwarten zu können“. Auch Luckwald gelangte zu dem Schluss: „eine wirkliche Führungspersönlichkeit ist er nicht gewesen“.

Geschichtsschreibung in majorem gloriam des Hauses Baden

Die enorme Anstrengung der Salemer Geschichtswerkstatt verfehlte ihren Zweck insofern, als sie keinen Meinungsumschwung bewirken konnte. Doch war dies nicht der einzige, vielleicht nicht einmal der hauptsächlichste Zweck, den seine aufwändige und kostspielige Produktion verfolgt hatte. Denn nicht weniger wichtig scheint die Entlastungsfunktion gewesen zu sein, die diese Geschichtsdarstellung für den Prinzen Max selbst und seine Familie erfüllte. „Für mich persönlich“ – so schrieb er – „hat das Erscheinen des Buchs den Wert, dass die Legende, ich sei ein Verräter und der Totengräber des Reiches, nicht aufrecht gehalten werden kann. In dieser Beziehung feiere ich eine Art Auferstehung und habe mein eigenes Gesicht wieder gefunden, studentisch gesprochen, ich habe mich herausgepaukt.“⁷⁹ Mit dem stattlichen Erinnerungswerk war es zumindest gelungen, den herabsetzenden öffentlichen Verdikten über seine Kanzlerschaft etwas entgegenzusetzen, was nicht so ohne weiteres vom Tisch gefegt werden konnte. Diese Art der öffentlichen Selbstbehauptung sollte auch strategische Funktionen für seine Nachkommenschaft erfüllen. Mit den politischen Memoiren, so hat ein Eingeweihter überliefert, wollte Max von Baden „dem Sohne eine Waffe in die Hand geben“ – diesen Ausdruck hat er [Max von Baden] immer gebraucht –, um seinen Vater gegen falsche Angriffe und Anschuldigungen verteidigen zu können⁸⁰. Seine in der Öffentlichkeit so negativ konnotierte historisch-politische Rolle erhielt mit diesem Buch eine Ausdeutung, die der Ehre, dem Ansehen und dem Nachruhm des Hauses Baden Satisfaktion erteilte. So half es der Selbstachtung der Badener ein ganzes Stück weit wieder auf.

⁷⁷ Deutsche Literaturzeitung (1927), H. 40, S. 1962–1966.

⁷⁸ Historische Zeitschrift 142 (1930), S. 120–123.

⁷⁹ Max von Baden an Johannes Müller vom 16. 5. 1927 (Abschrift), in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Müller.

⁸⁰ C.A. Voss, Prinz Max von Baden. Ein Versuch, in: Die Pyramide Nr. 29 vom 20. 7. 1930; Schwertfeger an Max von Baden vom 23. 9. 1925, in: BArch Koblenz, N 1015/549 – Durchschlag: „Was ich mir ferner von diesem Buche im Interesse der Familie Eurer Großherzoglichen Hoheit und insonderheit des Prinzen Berthold erhoffe, das habe ich ja in Salem mündlich darlegen dürfen.“

Um dieses Bild zu bewahren, musste man freilich alles primäre Quellenmaterial unter Kontrolle halten, von dem man befürchtete, es könnte schaden. Das galt vor allem mit Blick auf die Nachlasspapiere des 1929 Verstorbenen, die nachgerade zur Verschlussache wurden. Selbst so engen Freunden, Verehrern und Wegbegleitern des Badeners, wie Johannes Müller einer gewesen war, traute die Familie nicht über den Weg⁸¹. Außerhalb dieser dynastischen Privatpolitik geriet das Erinnerungswerk jedoch rasch in Vergessenheit, obgleich es 1930 noch eine – geringfügig überarbeitete – Neuauflage und schon 1928 auch eine Veröffentlichung auf Englisch⁸² erlebte.

Die Revision überkommener Geschichtsbilder nach 1945

In der Geschichtskultur nach 1945 blieb Max von Baden zunächst eine wenig beachtete Figur⁸³. Das änderte sich, als bundesrepublikanische Historiker Ende der 1950er Jahre daran gingen, dem westdeutschen Staat eine neue Tradition zu erfinden: eine vorzugsweise demokratisch-parlamentarische⁸⁴. Damit sollte dem Klischee entgegengewirkt werden, die Demokratie in Westdeutschland sei ein Oktroi der westlichen Siegermächte. Eine der treibenden Kräfte auf diesem Gebiet war Erich Matthias, der mit dem öffentlich geförderten Editionsprojekt „Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ speziell den Übergang von der konstitutionellen Monarchie zur parlamentarischen Republik aufwerten wollte – und zwar in der geschichtspolitischen Absicht, die Parlamentarisierungstendenzen in den letzten Jahren des Kaiserreichs gleichsam zur Startphase einer demokratischen politischen Kultur in Deutschland zu erklären⁸⁵. Mit

⁸¹ Marie Louise Prinzessin von Baden an Johannes Müller vom 13. 7. 1937, in: Familienarchiv Müller Schloss Elmau, NL Johannes Müller.

⁸² Vgl. *The Memoirs of Prince of Baden*, authorised translation by W.M. Calder and C.W. Sutton, London 1928.

⁸³ Eine erste kritische Würdigung stammt von Werner Conze, der im Nachwort zu der von ihm edierten Schrift von Kuno Graf Westarp (*Das Ende der Monarchie* am 9. November 1918, Berlin 1952, S. 192–195) eine politisch-biografische Skizze veröffentlichte. In diesem Charakterbild nimmt er den letzten kaiserlichen Kanzler zwar vor dem Vorwurf der Verantwortungslosigkeit in Schutz und bescheinigt ihm „guten Willen“. Gleichzeitig sah Conze in ihm einen Mann, „der den harten Anforderungen dieser Tage nicht gewachsen gewesen ist. Es fehlte ihm an der Kraft zu führen.“

⁸⁴ Vgl. hierzu die prägnanten Ausführungen von Winfried Schulze, Historiker und die Erfindung der Bundesrepublik – Kontinuität und Neuansätze in der Geschichtswissenschaft, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, Bd. XXIX (2000), S. 379–389. Für den hier speziell interessierenden Aspekt vgl. auch Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland*, Darmstadt 1999, S. 231 ff., sowie Niess, *Geschichtsschreibung*, S. 190–214.

⁸⁵ Zu den Hintergründen dieser Aktivitäten vgl. Martin Schumacher, *Gründung und Gründer der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien*, in: Karl-Dieter Bracher u. a. (Hrsg.), *Staat und Parteien. Festschrift für Rudolf Morsey zum 65. Geburtstag*, Berlin 1992, S. 1029–1054; Hermann Weber, Erich Matthias in Marburg, in: Wolfgang Hecker u. a. (Hrsg.), *Politik und Wissenschaft. 50 Jahre Politikwissenschaft in Marburg*, Bd. 1, Münster 2001, S. 77–85; Rudolf Morsey, „Die Geschichte der Parlamentarisierung in Deutschland (1908–1919). Das erste Editionsprojekt der Parlamentarismus-Kommission, in:

der Ausleuchtung eines solchen (vermeintlichen) deutschen Weges zum Parlamentarismus sollte der Öffentlichkeit eine Tradition bewusst gemacht werden, von der man sich eine Neuakzentuierung des Geschichtsbildes versprach.

1959 erschienen als Auftakt zu diesem Vorhaben die beiden Bände der voluminösen Dokumentenpublikation „Der Interfraktionelle Ausschuss 1917/18“⁸⁶. Zwei Jahre später konnte dann ein weiterer Band der Reihe publiziert werden: „Die Regierung des Prinzen Max von Baden“⁸⁷. Mit der Erarbeitung dieser Quellenwerke rückte naturgemäß die wissenschaftliche Recherche nach authentischen Hinterlassenschaften aus dessen Kanzlerschaft auf die Agenda der beiden Bearbeiter Erich Matthias und Rudolf Morsey, mithin auch die Memoiren und Nachlasspapiere des Badeners. Nach Auskunft von Rudolf Morsey wurde den beiden Historikern bei zwei Besuchen in Schloss Salem zwar kein freier Zugang zu den dort lagernden Archivalien gewährt, aber immerhin einige Kopien bzw. Abschriften von ausgewählten Dokumenten zum Abdruck überlassen⁸⁸. Als Argus fungierte damals Kurt Hahn, den die Nationalsozialisten 1933 aus Deutschland vertrieben hatten⁸⁹, der aber, inzwischen aus dem Exil zurückgekehrt, jetzt erneut die Deutungshoheit über die jüngste Geschichte des Hauses Baden beanspruchte.

Mit dem Quellenwerk über die Regierung des Prinzen Max von Baden war Hahns Meistererzählung von 1927 nun nicht allein ein konkurrierendes Geschichtsbild erwachsen, sondern auch eines, das das Format des letzten kaiserlichen Kanzlers ganz erheblich schrumpfen ließ – und dies alles dokumentarisch aufbereitet in der sachlich-nüchternen Quellsprache von Protokollen, Aufzeichnungen und Briefen. Deren Lesart lautete: Die Ernennung des Prinzen Max von Baden zum Reichskanzler war eher eine politische Verlegenheitslösung in letzter Minute. Aufgebaut von persönlichen Bekannten, nahm er nie in der nach ihm benannten Regierung die führende Rolle ein, die politische Verantwortung für das Regierungshandeln trug faktisch das Kriegskabinet. Den entscheidenden Anteil an der innenpolitischen Neuordnung hatte der Interfraktionelle Ausschuss des deutschen Reichstages, der in die Rolle eines Koalitionsausschusses der Regierungsparteien hineinwuchs. Dem Parlament gehörte die politische Zukunft Deutschlands, denn allein hier lag der Ansatz zu einer demokratischen Willensbildung.

Dieter Hein u. a. (Hrsg.), *Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse*. Festschrift für Lothar Gall zum 75. Geburtstag, München 2006, S. 175–188.

⁸⁶ Bearbeitet von Erich Matthias unter Mitwirkung von Rudolf Morsey (Düsseldorf 1959). Vgl. hierzu auch die ausführliche wissenschaftliche Konnotation von Klaus Epstein, *Der Interfraktionelle Ausschuss und das Problem der Parlamentarisierung 1917–1918*, in: *Historische Zeitschrift* 191 (1960), S. 562–584.

⁸⁷ Bearbeitet von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1961.

⁸⁸ Ich beziehe mich hier auf meine Korrespondenz bzw. Telefongespräche mit Rudolf Morsey von Juni 2012, für die ich ihm an dieser Stelle herzlich danken möchte. Zu den Bemühungen von Erich Matthias um eine Benutzungsgenehmigung für die Salemer Archivunterlagen vgl. auch die Unterlagen in: BArch Koblenz, B 324/318.

⁸⁹ Als einen ersten Zugriff vgl. Peter Friese, *Kurt Hahn. Leben und Werk eines umstrittenen Pädagogen*, Bremerhaven 2000, hier S. 108 ff. Eine wissenschaftliche Biografie Hahns ist ein dringendes Desiderat der Forschung.

Es soll hier nicht weiter diskutiert werden, ob und inwieweit dieses Deutungsmuster der historisch-politischen Realität entsprach⁹⁰. Relevanter ist, dass sich in der Rezeption des Quellenwerkes⁹¹ kaum Stimmen fanden, die dem Interpretament von Matthias/Morsey widersprachen⁹². Erst 1968, also sechs Jahre nach Erscheinen, erhob Wolfgang J. Mommsen in der *Historischen Zeitschrift* ein ernsthaftes Widerwort: Ihm erschienen die politischen Bemühungen um eine Parlamentarisierung des Regierungssystems im Herbst 1918 doch eher „als *ultima ratio* zur möglichen Rettung des Wilhelminischen Reiches in einer ausweglosen Situation und nicht sosehr als ein echter Neubeginn“. Und er kritisierte explizit „das, was eine Quellenpublikation in der Regel nicht tun sollte, nämlich den Nachweis einer bestimmten historischen These“⁹³. 1962/63 konnte von einem solchem Problembewusstsein aber noch keine Rede sein.

Neben der Neuvermessung der Handlungs- und Gestaltungsmuster der Reichsleitung im Herbst 1918 reduzierte die Edition von Matthias/Morsey auch das Buch *Erinnerungen und Dokumente* auf das Format einer klassischen Rechtfertigungsschrift, die mit wissenschaftlicher Geschichtsschreibung wenig zu tun hatte. Gerade das muss Kurt Hahn besonders geschmerzt und geschichtspolitisch erneut herausgefordert haben. Dies geht sehr deutlich aus dem Schreiben hervor, das Berthold Markgraf von Baden, der Sohn Max von Badens, im Frühjahr 1963 an Rudolf Morsey sandte. Die Diktion dieser brieflichen Stellungnahme legt nahe, in Kurt Hahn den geistigen Urheber zu sehen. „Sie werden“ – so heißt es dort – „nicht von mir erwarten, dass ich mit Ihnen in der Beurteilung meines Vaters übereinstimme. Sie haben sich die Aufgabe gestellt, die Reichstagsmajorität zu entlasten, aber im Dienste dieser notwendigen Aufgabe entwerfen Sie ein Bild des Prinzen Max von Baden, das ganz gegen Ihre Absicht auf eine ‚suppressio veri et suggestio falsi‘ hinausläuft.“ So werde der „verzweifelte Kampf meines Vaters“ gegen die Oberste Heeresleitung gar nicht gewürdigt und „die Opfertat meines Vaters zu einer Don Quichotterie“. Die „Gegenbeweise“ für „Ihre Feststellungen und Vermutungen“ seien schließlich in den Memoiren des Prinzen enthalten, die ja inzwischen leider vergriffen seien. Nun, da die Diskussion über seine Kanzlerschaft „neu eröffnet“ sei, gehe seine Erwartung aber dahin, dass jene Erinnerungen „neu erscheinen, unter dem Eindruck des wiedererwachten

⁹⁰ Ich habe da meine Zweifel und die positive Bereitschaft der Mehrheitsparteien des letzten kaiserlichen Reichstags zu einer volkssouveränen Demokratie in Deutschland wesentlich skeptischer beurteilt; vgl. Machtan, Max von Baden, Kapitel 9.

⁹¹ Eine Auflistung der wichtigsten Rezensionen findet sich bei Martin Schumacher, Annotierte Bibliografie 2004: Die Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien seit 1952, Düsseldorf 2004, S. 102.

⁹² Die einzige mir bekannte Problematisierung der These vom hohen Anteil des Parlaments an der Parlamentarisierung des Kaiserreichs findet sich in einer Besprechung des Politologen Udo Bembach, in: Politische Vierteljahresschrift 5 (1964), hier S. 355 ff. Kritisch im Übrigen natürlich auch die marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung der DDR. Vgl. etwa Joachim Petzold, in: Deutsche Literaturzeitung 87 (1966), hier Sp. 614 ff.

⁹³ Historische Zeitschrift 206 (1968), S. 152–157, hier S. 156.

Interesses⁹⁴. So kann man in diesem Brief getrost die Geburtsurkunde eines neuen geschichtspolitischen Projektes erblicken, das darauf zielte, das Selbstbild des Kanzlers Max von Baden wieder in hellerem Licht erstrahlen zu lassen.

Golo Mann – ein persönlich engagierter politischer Geschichtserzähler⁹⁵

Mit Golo Mann trat dafür 1963 ein Geschichtsschreiber auf den Plan, der für diese Aufgabe nachgerade prädestiniert zu sein schien. Der Sohn von Thomas Mann war in den 1920er Jahren als Internatsschüler in Salem von Kurt Hahn, dem pädagogischen Kopf der Anstalt, geprägt worden⁹⁶. Beide fühlten sich darüber hinaus auch als Opfer der nationalsozialistischen Terrorherrschaft persönlich verbunden. Noch bevor Golo Mann 1957 endgültig nach Deutschland bzw. in die Schweiz zurückkehrte, hatte er 1952 in der Züricher *Weltwoche* eine liebevolle Profilskizze seines alten Lehrers veröffentlicht⁹⁷. Etwa drei Jahre später besuchte Golo Mann „den alten Hahn“ am Bodensee. Der sei „entschieden netter geworden“, schrieb er an eine Freundin, und „furchtbar menschengierig“. Er (Golo) habe versprochen, „fortan näheren Kontakt zu halten“⁹⁸. Und so war es dann auch; es verging nun kein Jahr mehr, ohne dass die beiden sich trafen oder sonst wie austauschten. In Golo Manns Veröffentlichungen las Hahn „fasziniert und getröstet“, er lobte die literarischen Qualitäten, und immer wieder wollte er „sobald wie möglich eine Begegnung herbeiführen“⁹⁹.

Auch den früheren Mitschüler Berthold von Baden zählte Golo Mann zu seinen Salemer Freunden. In seinen Jugenderinnerungen deutete er an, wie viel Bewunderung, ja Zuneigung er dem drei Jahre älteren Aristokraten schon als junger Mann entgegenbrachte. Er verehrte in ihm eine Persönlichkeit, die „von Natur aus Prinz ist und es wäre, auch wenn er Rang und Namen nicht hätte“¹⁰⁰. Wie wir

⁹⁴ Berthold Markgraf von Baden an Rudolf Morsey vom 5. 3. 1963 (Privatarchiv Morsey). Ich danke Herrn Morsey für die Erlaubnis, von diesem Schreiben für den vorliegenden Aufsatz Gebrauch machen zu dürfen.

⁹⁵ Zum Folgenden vgl. auch Martin Gauger, *Geschichtsschreibung als Erzählung – Golo Mann*, in: Mamadou Diawara u. a. (Hrsg.), *Über das Kolleg hinaus*. Joachim Netzelbeck, dem Sekretär des Wissenschaftskollegs 1981 bis 2012, Berlin 2012, S. 159–179, sowie Günther R. Mittler, *Geschichte im Schatten der Mauer. Die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft und die deutsche Frage 1961–1989*, Paderborn 2012, hier S. 25 f. u. S. 40–49.

⁹⁶ Vgl. hierzu sehr eindringlich Tilmann Lahme, *Golo Mann. Biographie*, Frankfurt a.M. 2009, S. 28 ff. bzw. S. 43 ff. u. passim.

⁹⁷ Vgl. *Die Weltwoche* vom 18. 4. 1952, veröffentlicht unter dem Pseudonym „H. S-m.“

⁹⁸ Golo Mann an Leonore Gräfin Lichnowsky vom 12. 8. 1955, in: Golo Mann, *Briefe 1932–1992*, hrsg. von Tilmann Lahme und Kathrin Lüssi, Göttingen 2006, hier S. 123.

⁹⁹ Kurt Hahn an Golo Mann vom 16. 11. 1961, in: Schweizerisches Literaturarchiv Bern (künftig: SLA), NL Golo Mann B-2HAH. Der Brief war mit „stets Dein Kurt Hahn“ unterzeichnet. Vgl. auch den Brief von Golo Mann an Julio del Val Caturla vom 29. 12. 1962, in: Mann, *Briefe*, S. 161.

¹⁰⁰ Golo Mann, *Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1986, S. 125 f. Mann zitiert hier zwar Karl von Schumacher, den Gründer der Züricher Weltwoche, aber nur, um sein eigenes Faible für Berthold dahinter zu verbergen.

aus seinem Tagebuch wissen, war dabei emotional noch einiges mehr im Spiel¹⁰¹. Golo wusste nur zu gut um die Last der Vergangenheit, die Berthold zu schultern hatte. Das Erinnerungsbild von dem politisch gescheiterten und angefeindeten Vater Max – heißt es in Manns Nachruf auf den früh Verstorbenen – habe wie „eine düstere Legende“ über der Jugend von Berthold gelegen¹⁰². Deshalb sei der Sohn auch „dem Andenken des Prinzen Max so treu ergeben“ gewesen. Will sagen: dem ehrenden Gedenken, dem Geschichtsmythos, wie ihn Kurt Hahn in dem Buch *Erinnerungen und Dokumente* gleichsam kanonisch fixiert hatte. Denn nur in dieser Lesart blieb das Kanzlerleben für die Familie wert, erinnert und immer wieder neu erzählt zu werden.

Golo Mann fühlte sich deshalb in der moralischen Pflicht, die erwähnten Bemühungen um eine zeitgemäße Fortschreibung jenes Mythos nach Kräften zu unterstützen. Seine literarischen Fähigkeiten, seine historiografischen Ambitionen und Neigungen sowie seine sich immer mehr entfaltende intellektuelle Präsenz, ja Prominenz in Deutschland empfahlen ihn dafür nachdrücklich¹⁰³. Bereits in seiner berühmten Deutschen Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, die 1958 herauskam, war die Interpretationslinie vorgezeichnet, auf der er sich fortan mit Blick auf den Prinzen Max von Baden bewegen sollte: Die Vorstellung vom liberalen Politiker, der sich schon lange vor Antritt seiner Kanzlerschaft „durch politisch kluge und sittlich schöne Reden einen Namen gemacht“ hatte, dessen Regierungsprogramm „gut“ war, der sich nur widerstrebend dem Ludendorff'schen Diktat eines sofortigen Waffenstillstandsgesuchs gebeugt und damit auf verlorenes Terrain begeben habe und dessen Bemühen um eine Modernisierung der Monarchie die weitaus bessere Alternative zur deutschen Novemberrevolution gewesen war¹⁰⁴.

So wurde im Februar/März 1963 – als Matthias/Morsey ihre Dokumentation über die Regierung Max von Baden herausbrachten – in Salem der Plan geschmie-

¹⁰¹ Vgl. hier vor allem seine Eintragung vom 1. 11. 1963 – wenige Tage nach dem ihn sehr erschütternden plötzlichen Tod Bertholds, in: SLA, NL Golo Mann C-1-a-2-1/19. Zum Umgang der beiden miteinander vgl. auch den durchaus freundschaftlichen Brief Berthold von Badens an Golo Mann o.D. [Anfang 1962], in: Ebenda, B-2-BADB. Zur Homophilie des Schriftstellers vgl. Lahme, Golo Mann, S. 41 ff., sowie Mann, Briefe, S. 514 ff.

¹⁰² Golo Mann, Ein Regent in der Republik. Markgraf Berthold von Baden, in: Die Zeit vom 27. 12. 1963; dort auch das nachfolgende Zitat.

¹⁰³ Vgl. hierzu Tillmann Lahme/Holger R. Strunz, Der Erfolg als Missverständnis? Wie Golo Mann zum Bestsellerautor wurde, in: Wolfgang Hardtwig/Eberhard Schütz (Hrsg.), Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2005, S. 371–398, hier S. 382 ff.

¹⁰⁴ Vgl. Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1958, S. 625 ff. Was Mann nicht sehen wollte: Die Monarchie in Deutschland für künftige Generationen weiterzuentwickeln, hätte vor allem anderen bedeutet, die politische Macht bzw. die politischen Funktionen der Souveränen erheblich einzuschränken. Es hätte eines konstruktiven und transparenten Zusammenspiels von Regierungspolitik, öffentlicher Meinungsbildung und volksnaher Performanz namentlich des Reichsmonarchen bedurft. Weil eine solche Modernisierung und Verjüngung unterblieb, konnten Ansehen und Fortbestand der Monarchie in Deutschland nicht gesichert werden. Sie unterblieb, weil Max von Baden weder willens noch in der Lage war, sie durchzusetzen.

det, dieser etwas Öffentlichkeitswirksames entgegenzusetzen. Die Mannschaft bestand zunächst nur aus Kurt Hahn, Golo Mann und Berthold Markgraf von Baden¹⁰⁵. Gemeinsames Ziel war die Neuausgabe des Buches *Erinnerungen und Dokumente* in verändertem Zuschnitt, wobei Golo Mann die gestalterische Aufgabe übernehmen sollte. Ihm gelang es sogleich, auch den mit ihm befreundeten Stuttgarter Verleger Ernst Klett mit ins Boot zu holen¹⁰⁶. Hahn, der eigentliche Inspirator des Projekts, freute sich sehr über das Engagement seines Meisterschülers. Und er verstand es, dieses Interesse weiter zu befeuern; zum Beispiel durch Bemerkungen wie: „Berthold ist sehr froh über die Aussicht, dass Du einer neuen Ausgabe das Gepräge gibst. Für Deinen [nächsten] Besuch wird auf alle Fälle das Archiv verfügbar sein.“¹⁰⁷

Der plötzliche Tod Bertholds am 27. Oktober 1963 drohte allerdings das Projekt wieder aus der Bahn zu werfen, da er das persönliche Interesse des Bearbeiters stark in Mitleidenschaft zog. Umso bemerkenswerter erscheint es, dass Kurt Hahn den demotivierten Golo Mann bei der Stange zu halten vermochte. Schon im März 1964 kam es in Hahns Wohnung wieder zu „endless conversation on the Memoiren“, wobei dieses Mal ein neuer Förderer mit von der Partie war, der frühere nordrhein-westfälische Kultusminister Werner Schütz¹⁰⁸. Wie der Kontakt zu dem CDU-Politiker zustande kam, „der heute Nummer eins bei der Fritz Thyssen Stiftung ist“¹⁰⁹, wie Golo Mann zu berichten wusste, muss mangels einschlägiger Überlieferung offen bleiben. Wir wissen nur, dass Schütz die Resultate der Konferenz vom 9. März 1964 in einem Memorandum niederlegte. Dieser Denkschrift entnahm Mann die Bereitschaft der Thyssen-Stiftung, „für dies Projekt einen wissenschaftlichen Mitarbeiter für ein bis zwei Jahre generös zu finanzieren“. Was den Projektleiter gleich zu dem Hintergedanken provozierte: „wenn die Stiftung bereit wäre, einen wissenschaftlichen Mitarbeiter zu finanzieren, könnte sie schließlich auch den Herausgeber finanzieren, der ja auch ein wissenschaftlicher Mitarbeiter ist.“ Er würde jedenfalls demnächst „ein entsprechendes Gesuch an die Fritz Thyssen-Stiftung richten. Dass Schütz halten kann, was er da versprochen hat, halte ich für sicher.“

Es wäre interessant zu untersuchen, ob man sich die informellen Netzwerke der Wissenschaftsförderung in der frühen Bundesrepublik Deutschland ganz allgemein so wie im vorliegenden Fall vorzustellen hat¹¹⁰. Wo Anträge also schon

¹⁰⁵ Vgl. hierzu im Einzelnen die Tagebuch-Eintragungen Golo Manns vom 24.2., 17.3. sowie vom 21. 4. 1963, in: SLA, NL Golo Mann C-1-a-2-1/19.

¹⁰⁶ Ernst Klett an Golo Mann vom 21. 8. 1963, in: SLA, NL Golo Mann B-4-a-KLE/1, sowie Golo Mann an Ernst Klett vom 26. 8. 1963, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett.

¹⁰⁷ Kurt Hahn an Golo Mann vom 6. 5. 1963, in: SLA, NL Golo Mann B-4-j-3/1.

¹⁰⁸ Tagebuch-Eintrag Golo Manns vom 12. 3. 1964, in: SLA, NL Golo Mann C-1-a-2-1/19.

¹⁰⁹ Golo Mann an Ernst Klett vom 24. 3. 1964, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett, dort auch die nachfolgenden Zitate dieses Absatzes.

¹¹⁰ Eine solche systematische Untersuchung von Förderungspraktiken existiert meines Wissens bislang nicht. Einige Hinweise finden sich bei Rüdiger vom Bruch, Qualitätsmaßstäbe bei Forschungsmittelvergabe in historischer Perspektive, in: Hildegard Matthies/Dagmar Simon (Hrsg.), Wissenschaft unter Beobachtung. Effekte und Defekte von Evaluationen, Wies-

bewilligt wurden, bevor sie überhaupt geschrieben wurden – und dies einfach deshalb, weil ein Stiftungsvorstand „gerade zufällig für dies Projekt ein ehrliches Interesse hat“, wie Golo Mann treuherzig schrieb¹¹¹. Das reichte offenbar schon für eine verbindliche Zusage, so dass die im Mai 1964 tatsächlich erfolgte Einreichung eines Memorandums zur reinen Formsache wurde¹¹². Golo Mann war’s zufrieden; seine Freude kehrte zurück: „Eine Schulaufgabe mehr und eine beträchtliche; aber eine wirklich schöne und eine, wo das Herz dabei wäre.“¹¹³ Der nicht zufällig gewählte Begriff der „Schulaufgabe“ gibt noch einmal den Erzieher Kurt Hahn als den eigentlichen Strippenzieher der ganzen Angelegenheit zu erkennen; „ihm habe ich versprochen, im Mai [1965] anzufangen“, schrieb Golo Mann nach einem neuerlichen Besuch in Salem¹¹⁴. Sich diesem Projekt alsbald zu widmen, das war jetzt allen Beteiligten fest „versprochen, und das muss eingehalten werden, und das interessiert mich auch stark, in historischer wie persönlicher Hinsicht“¹¹⁵. Formell startete die Arbeit dann im Oktober 1965, nachdem mit dem Baseler Historiker Andreas Burckhardt ein kompetenter wissenschaftlicher Mitarbeiter engagiert worden war. Er sollte der Neuausgabe des Erinnerungswerkes zum Format eines Standardwerkes verhelfen – d.h. ergänzendes Quellenmaterial eruieren, Dokumente annotieren und Kürzungsvorschläge erarbeiten. Mit Klett hatte sich Golo Mann dahingehend verständigt, dass das neue Buch zwar wissenschaftlich „hieb- und stichfest“ sein, aber dennoch „ungefähr den Geist der ersten Auflage oder jedenfalls des Verfassers widerspiegeln“ müsse¹¹⁶. Auf diese Konzeption hat er auch seinen Assistenten eingeschworen, dem er für seine Dienste aus den bewilligten Thyssen-Geldern das damals für einen Nachwuchswissenschaftler recht stattliche Salär von monatlich 1.000 Mark zahlen konnte¹¹⁷.

baden 2008, S. 47–58. Vgl. auch den informativen Reader von Karin Orth/Willi Oberkrome (Hrsg.), Die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920–1970. Forschungsförderung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, Stuttgart 2010.

¹¹¹ Golo Mann an Ernst Klett vom 14. 4. 1964, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett, dort auch das nachfolgende Zitat.

¹¹² Aus Golo Manns Schreiben an Ernst Klett vom 3. 7. 1965, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett, geht hervor, dass er die Schütz’sche Zusage „schwarz auf weiß von ihm“ habe. Weder über Golo Manns Antrag bei der Thyssen-Stiftung noch über das Procedere der Bewilligung dort finden sich im Archiv der Stiftung irgendwelche Unterlagen: Schreiben des Vorstands der Fritz Thyssen Stiftung an den Verfasser vom 16. 8. 2012, wo es weiter heißt, die Stiftung habe Mann „ein Stipendium von 12.000 DM für die Mitarbeit einer wissenschaftlichen Hilfskraft, Herrn Dr. Andreas Burckhardt, an der Neuausgabe der Erinnerungen des Prinzen Max von Baden zur Verfügung gestellt“.

¹¹³ Golo Mann an Ernst Klett vom 24. 3. 1964, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett.

¹¹⁴ Golo Mann an Ernst Klett vom 22. 12. 1964, in: Ebenda.

¹¹⁵ Golo Mann an Ernst Klett o.D. [März 1965], in: Ebenda.

¹¹⁶ Golo Mann an Ernst Klett vom 14. 4. 1964, in: Ebenda.

¹¹⁷ Vgl. zu dieser offenbar reibungslosen Kooperation die Korrespondenz Mann-Burckhardt, in: SLA, E11-aB-1-BURA; außerdem den Tagebuch-Eintrag Golo Manns vom 19. 1. 1966: „Dr. Burckhardt is an excellent fellow“, in: SLA, NL Golo Mann C-1-a-2-1/19.

Kärnerarbeit am Mythos

Bis Ende des Jahres 1965 hatte der Herausgeber seinen Mitarbeiter soweit in das Projekt und in das damit verknüpfte geschichtspolitische Anliegen eingearbeitet, dass er sich mit ihm zu einer ersten Inspektion der archivalischen Bestände in Schloss Salem verabreden wollte. Doch diese Recherche-Reise musste erst einmal vertagt werden, weil – wie Burckhardt sich ausdrückte – „der Markgraf uns nicht ins Archiv vordringen lassen woll(t)e“¹¹⁸. Das Haus Baden traute also selbst ihrem Haus- und Hofhistoriker nicht über den Weg, es wollte ihm jedenfalls bei seinen Recherchen keine freie Hand lassen. Als er im Januar 1966 mit Burckhardt dann endlich eine erste Sichtung der Nachlasspapiere vornehmen durfte, wurden ihnen nur zuvor geprüfte Quellen vorgelegt. Darüber wachte eigens Kurt Hahn¹¹⁹.

Schon aufgrund dieser Restriktionen war an strenges Forschen nicht zu denken. Dass der Geschichtspräsident Golo Mann diese Arbeitsbedingungen akzeptierte, unterstreicht einmal mehr, wie wenig er in dem Vorhaben eine primär wissenschaftliche Aufgabe sah¹²⁰. Noch viele Jahre später wollte er die Zensur-Allüren des Hauses Baden der ganz persönlichen Marotte von Bertholds Sohn Max zuschreiben, der eben notorisch „misstrauisch“ sei – „Romanow'sches Erbe“ vermutete Mann¹²¹. Sein Mitarbeiter war da illusionsloser. Als er im Frühjahr 1966 einen weiteren Archivaufenthalt in Salem ohne seinen Projektleiter in Aussicht nahm, da wandte sich Burckhardt nicht nur an den „Markgrafen“ sowie an „Fräulein Scharje“, die Archivarin, sondern wohlweislich auch an Kurt Hahn, um dessen „Ratschläge entgegenzunehmen“¹²². Der war darob beglückt und freute sich am „forschenden Verständnis für das tragische Schicksal des Prinzen Max und des besten Deutschlands, das er repräsentierte“, wie er den jungen Historiker wissen ließ¹²³. Burckhardt gab seine Behandlung wie folgt an Golo Mann weiter: Hahn habe sich „rührend um meine Arbeit und um meine Bewachung im Archiv gekümmert und legt größten Wert darauf, auch bei unserem nächsten Sprung in die Salemer Papierberge wieder präsent zu sein“¹²⁴.

Bis Ende 1966 hatten Mann und Burckhardt ein Sample neuer Quellen eruiert, die sie in die Neuauflage von *Erinnerungen und Dokumente* einzufügen ge-

¹¹⁸ Andreas Burckhardt an Golo Mann vom 13. 12. 1965, in: SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA.

¹¹⁹ Tagebuch-Eintragung Golo Manns vom 19. 1. 1966, in: SLA, NL Golo Mann C-1-a-2-1/19; außerdem Andreas Burckhardt an Kurt Hahn vom 2. 4. 1966, in: SLA, NL Golo Mann E11-b.

¹²⁰ Er sei jemand, hatte Golo Mann seinem Freund Manuel Gasser schon 1957 bekannt, der „sein ganzes Leben lang den Wissenschaftler nur gespielt hat, während er seiner Anlage nach Schriftsteller ist“, zit. nach Lahme/Strunz, Erfolg, in: Hardtwig/Schütz (Hrsg.), Geschichte für Leser, S. 398.

¹²¹ Golo Mann an Leo Haupts vom 15. 10. 1984 (Durchschlag), in: SLA, NL Golo Mann B-4-9-3/2.

¹²² Andreas Burckhardt an Kurt Hahn vom 2. 4. 1966 (Durchschlag), in: SLA, NL Golo Mann E11-b.

¹²³ Kurt Hahn an Andreas Burckhardt vom 20. 5. 1966, in: Ebenda.

¹²⁴ Andreas Burckhardt an Golo Mann vom 27. 5. 1966, in: SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA.

dachten. Nun musste noch um eine „Audienz“ beim neuen Chef des Hauses Baden nachgesucht werden: „Das Projekt interessiert den jungen Mann wohl so wenig wie die dunkle Seite des Mondes, aber formal muss er nun einmal informiert werden und muss auch für gewisse Neuveröffentlichungen sein Placet geben.“¹²⁵ Mehr als zwei Monate ließ sich der neue Chef Zeit damit, die ihm vorgelegten Schriftstücke zu prüfen, um dann schließlich die Publikation der meisten dieser Quellen zu genehmigen – aber eben nicht aller¹²⁶. Burckhardt „bedauer(t)e diesen Entschluss“¹²⁷, während Mann eher „froh“ gewesen zu sein scheint, bestimmte Ego-Dokumente nicht abdrucken zu können. Das galt zum Beispiel für einen Brief des Prinzen Max an Kaiser Wilhelm II. von Anfang 1918. Der „Ton“ des Schreibens sei einfach „penible, und es stimmt doch auch etwas nicht in dem Charakter jemandes, der so schreibt, und neun Monate später um Mitternacht so ganz anders“¹²⁸. Will sagen, Widersprüchliches und Risse waren nicht vorgesehen in dem Portrait, das Golo Mann von dem letzten kaiserlichen Kanzler geben wollte.

Gut möglich, dass diese Zurückhaltung auf die direkte Einflussnahme von Kurt Hahn zurückging, der „eigens aus Salem angefahren“ kam, um seinen Mythos-Beauftragten in dessen Wohnort Kilchberg am Zürichsee zu instruieren, was diesen „rührte und beschämte“¹²⁹. Bei diesem Treffen ging es vor allem um das kurz vor der Vollendung stehende Publikationsprojekt. Und offenkundig hat Golo Mann die Erwartungen seines alten Erziehers nicht enttäuschen wollen oder können, wohl auch dessen ausdrücklichen Wunsch nicht, dass in der Neuausgabe der Titelheld noch „mehr in den Vordergrund treten soll“. Deshalb war Hahn erklärtermaßen „die Publikation all dessen, was seine [eigene] Rolle als Mentor und ghost-writer des Prinzen deutlich macht, äußerst unangenehm“; wie er denn überhaupt für „grenzenlose Diskretion“ plädierte¹³⁰.

Dieser Suggestion wurde dann selbst der editorisch äußerst sinnvolle Vorschlag Burckhardts geopfert, in die Neuausgabe die Essenz der politischen Korrespondenz zwischen Kurt Hahn und Max von Baden in den Jahren 1917/18 aufzunehmen, „da [...] die prinzlichen Briefe allein im luftleeren Raum zu schweben drohen“. Doch damit nicht genug. Auch was Auswahl und Wortlaut der Briefe des Prinzen anlangt, suchte Golo Mann sein Heil weniger in der Annäherung an die komplexe historische Wirklichkeit als darin, seinen Helden besonders gut, klug

¹²⁵ Golo Mann an Ernst Klett vom 24. 11. 1966, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett.

¹²⁶ Vgl. hierzu im Einzelnen Golo Mann an Andreas Burckhardt vom 5. 1. und 1. 2. 1967, in: SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA, sowie Andreas Burckhardt an Max Markgraf von Baden vom 28. 1. 1967, in: SLA, NL Golo Mann E11-b.

¹²⁷ Andreas Burckhardt an Kurt Hahn vom 15. 2. 1967 (Durchschlag), in: Ebenda.

¹²⁸ Golo Mann an Andreas Burckhardt vom 1. 2. 1967, in: SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA.

¹²⁹ Golo Mann an Andreas Burckhardt vom 5. 1. 1967, in: Ebenda.

¹³⁰ Andreas Burckhardt an Golo Mann vom 27. 5. 1966, in: Ebenda, hier auch das nachfolgende Zitat.

und liebenswürdig dastehen zu lassen¹³¹. Dieser selektive Zugriff auf die Überlieferung in hagiografischer Absicht ist umso bemerkenswerter, als er seinem Freund Ernst Klett gegenüber zeitgleich anvertraute, er halte die „Figur des Prinzen selber“ zwar für „etwas bedeutender, als ich geglaubt hatte“, aber insgesamt betrachtet „doch nicht recht genügend“¹³².

Das Diskretionsgebot galt auch für seinen Mitarbeiter. Als dieser ihm seinen Entwurf für ein editorisches Vorwort vorlegte, freute sich Mann zwar herzlich „über den sanften, aber doch sitzenden Hieb gegen Max und Moritz“, womit Erich Matthias und Rudolf Morsey gemeint waren¹³³. Gleichzeitig zeigte er sich aber wenig angetan von Stellen, an denen Burckhardt die problematischen Seiten des Erinnerungswerkes vorsichtig berührt hatte¹³⁴. „Gewiss, la verite, l'apre verite, the truth, the whole truth and nothing but etc. ich weiss schon. Aber könnten Sie da nicht ein ganz klein wenig milder?“¹³⁵ Die implizite Auseinandersetzung mit bzw. die Widerlegung von „M. u. M.“ bildete gleichsam die geschichtspolitische Kontrastfolie für die Anlage der ganzen Publikation, insbesondere aber für die von Golo Mann erarbeitete Einleitung/Einführung, die er als eine ausführliche biografische Würdigung von Leben und Werk des Helden konzipiert hatte¹³⁶. Nach Fertigstellung und mehrfacher Überarbeitung dieses Schlüsseltextes¹³⁷ konnte das Buchmanuskript Ende 1967 dann endlich in Satz gehen. Als im Frühjahr 1968 die Druckfahnen vorlagen, war Kurt Hahn erneut zur Stelle und schaltete sich noch einmal massiv in die Bearbeitung der Korrekturbögen ein¹³⁸. Mitte September 1968 – im Vorfeld des 50. Jahrestages der Novemberrevolution – brachte Klett das Buch schließlich auf den Markt.

¹³¹ Über diese Manipulationen gibt das Konvolut mit den ursprünglich für einen Abdruck vorgesehenen Korrespondenzstücken genauere Auskunft, in: SLA, NL Golo Mann D-2-a-1/2.

¹³² Golo Mann an Ernst Klett vom 15. 10. 1966, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett.

¹³³ Golo Mann an Andreas Burckhardt vom 24. 10. 1966, in: SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA.

¹³⁴ In Burckhardts Brief an Golo Mann vom 18. 10. 1966 heißt es: „Verschleiert und offengelassen wird in den Memoiren allerdings an mancher Stelle: so bei der Entstehung der Kandidatur im September 1918, bei der Ernennung Erzbergers zum Mitglied der Waffenstillstandskommission (hier haben M&M höchstwahrscheinlich recht; die Sache war dem Prinzen in den 20er Jahren offenbar peinlich), und bei der Publikation der Abdankungserklärung.“ (SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA).

¹³⁵ Golo Mann an Andreas Burckhardt vom 17. 2. 1967, in: Ebenda.

¹³⁶ Golo Mann an Andreas Burckhardt vom 24. 10. 1966, in: Ebenda.

¹³⁷ Ernst Klett sprach in einem Schreiben an Max Markgraf von Baden vom 19. 2. 1967 von einem „aufschließenden Vorwort“, das Golo Mann zu dieser „wissenschaftlich gültigen Publikation“ beisteuere, in: Ernst Klett Verlag Stuttgart, Verlagsarchiv, NL Ernst Klett.

¹³⁸ Andreas Burckhardt an Golo Mann vom 23. 4. 1968, bzw. Golo Mann an Andreas Burckhardt vom 8. 6. 1968, in: SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA; Kurt Hahn an Andreas Burckhardt vom 29. 5. 1968, in: SLA, NL Golo Mann E11-b.

Historiografie – aber was für eine?

Äußerlich betrachtet, unterschied sich die Neuausgabe von der alten vor allem durch eine Reihe von erklärenden Anmerkungen zum Text, durch die Aufnahme einer Auswahl von erstmals publizierten Briefen und Dokumenten, durch diverse Exkurse und biografische bzw. bibliografische Angaben sowie die programmatische, fast 50 Druckseiten starke Einleitung von Golo Mann. Das Portrait, das er von seinem „ritterlichen“ Helden schuf, hat einen unverkennbaren Stich ins Apotheotische, auch wenn es grelle Farbtöne vermeidet. Auf literarisch ansprechendem Niveau erstand dem Leser ein überaus sympathischer, edler und humanistisch gebildeter Prinz – ganz nach dem Muster des höfischen Ideals mit „all-europäischen Zügen“ –, der aber auch „ein guter Deutscher“ gewesen sei. Weil seine politischen Interessen schon frühzeitig wesentlich weiter reichten als die seiner Standesgenossen, sei ihm nach Ausbruch des Weltkrieges auch schon bald ein dritter Weg, abseits von Sieg oder Niederlage, vor Augen gestanden, nämlich die Option eines Verständigungsfriedens und die Notwendigkeit einer auch politischen Kriegsführung. Das habe ihn fast automatisch in enge Berührung mit dem in eben jener Richtung politisch tätigen Berliner Kreis gebracht, dessen wohl rührigster Exponent der „politisch begabte“ Kurt Hahn gewesen sei. Die Verbindung, die der Prinz mit diesem einging, dürfe aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Max von Baden „weniger abhängig von seinem Assistenten war, als unsere Politiker es heutzutage von ihren *ghost-writern* sind“. Mit solchen Behauptungen geht es weiter: „Prinz Max von Baden war kein Politiker. Aber er besaß staatsmännische Tugenden: den Sinn für das Rechte und Unrechte, das Mögliche und das Unmögliche, das der Nation Lebensnotwendige, wozu auch geschichtliche Kontinuität und Würde gehörten; das instinktsichere Urteil über Situationen und Menschen; die nüchtern-bescheidene Erdnähe und die Fähigkeit zum Höhenflug.“ Er hätte zum „eingreifenden Staatsmann“ werden können, wenn man ihm nur die nötige Zeit gegeben hätte. So aber konnte seine Kanzlerschaft nur eine „unglückliche“ sein. In ihrer Schlussphase sei er überdies von allen im Stich gelassen worden: von der militärischen Führung, vom Kaiser und schließlich von der Sozialdemokratie. Zur Begründung einer Neuauflage dieses Memoirenwerkes wurde angeführt: „Kaum je hat ein Politiker seine Rechtfertigung so streng in der Wahrheit gesucht – auch dort, wo sie aufhörte, ihn zu rechtfertigen.“

Das waren effektvolle Sätze, aber einen empirischen Nachweis vermochte ihr Verfasser für keinen von ihnen zu erbringen. Wie sollte er auch? Manns Inspiration resultierte ja gerade nicht aus dem quellenkritischen Studium der Überlieferung bzw. aus der unbefangenen Prüfung der tatsächlichen Leistungen seines Helden, sondern aus dem Herzenswunsch, dem Prinzen auf dem Wege einer sympathischen Anverwandlung ein literarisches Denkmal zu setzen. Damit fiel der Geschichtsschreiber Mann hinter seinen erklärten Anspruch zurück, zwar historische „Literatur“ zu produzieren, mit „Stil“ also, aber doch stets „innerhalb des

geschichtswissenschaftlichen Bereichs“, d.h. Erzählung unter strikter Wahrung des Belegten und mit ebenso strikter Wirklichkeitsgebundenheit¹³⁹.

Das wissenschaftlich Defizitäre war aber nicht das einzige Manko dieser Art von Historiografie. Nach Anlage und Preis konnte dieses Buch keinen breiteren Leserkreis ansprechen, weil es weder mit neuen Einsichten in den Verlauf der deutschen Geschichte aufwarten konnte, noch sonderlich unterhaltsam war. Man kann das sehr gut an den doch eher verhaltenen Besprechungen ablesen, die damals aus der Feder von Rezensenten erschienen, welche nicht der Historikerzunft zuzurechnen sind¹⁴⁰. Das Buch lieferte einfach keinen Diskussionsstoff. Insofern hatte sich der erhebliche Aufwand an Zeit, an Geld und nicht zuletzt an intellektuellem Kapital, der in die Publikation investiert worden war, geschichtspolitisch abermals nicht ausgezahlt. Ein öffentlicher Geschichtsdiskurs blieb aus.

Blickt man auf die Rezeption innerhalb der Historikerzunft, so könnte man sogar sagen, dass eher das Gegenteil von dem eintrat, was sich die Förderer des Projekts erhofft hatten. Sowohl Max von Baden als auch Kurt Hahn wurden als historische Figuren jetzt noch kritischer in Frage gestellt, während Golo Manns Reputation als Historiker nachgerade in Verruf geriet. So hob Rudolf Morsey in seiner Besprechung ausdrücklich hervor, wie wenig es dem prominenten Herausgeber in seiner „geradezu klassischen Apologie des Prinzen Max“ gelungen sei, die Abhängigkeit dieses „glücklosen“ Kanzlers „von seinem damaligen Berliner Amanuensis Kurt Hahn“ herunterzuspielen. Er monierte auch den Verzicht auf die Veröffentlichung der Hahnbriefe und stellte die nicht unbegründete Vermutung in den Raum, es seien wohl die Wünsche und Direktiven von Kurt Hahn die „Richtschnur“ auch bei der Entstehung und Kommentierung dieser Ausgabe gewesen¹⁴¹.

Wesentlich schärfer ging Immanuel Geiss in der Frankfurter Rundschau mit „Thomas Manns ambitioniertem Sohn“ ins Gericht. Der habe nämlich als Historiker „völlig versagt“ in seiner Aufgabe, die historischen Zusammenhänge dieser problematischen Kanzlerschaft so herauszuarbeiten, dass das „der politischen Bildung und der Festigung des demokratischen und republikanischen Bewusstsein in unserer Bundesrepublik zum Nutzen“ gereiche. Dafür sei er viel zu stark auf

¹³⁹ Golo Mann, „Pro domo sua oder Gedanken über Geschichtsschreibung“ (1972), hier zit. nach Gauger, *Geschichtsschreibung als Erzählung*, S. 173, wo sich auch eine entsprechende Ausdeutung dieses Selbstverständnisses findet.

¹⁴⁰ Vgl. zum Beispiel „Kein Talent zum Staatsstreich“, in: *Christ und Welt* vom 27. 9. 1968; „Prinz Max von Baden“, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 13. 12. 1968. Eine schon fast hymnische Besprechung wenn auch nicht der Neuausgabe insgesamt, so doch wenigstens der Einleitung, bildet eine anonym erschienene Rezension im *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt* vom 20. 10. 1968, wo dieser Text als „eine große realistisch-poetische Zeitbetrachtung“ gefeiert wird.

¹⁴¹ „Im Blickpunkt historischer Forschung. Die Memoiren des letzten kaiserlichen Reichskanzlers“, in: *Handelsblatt* vom 11. 8. 1969. Eine kürzere Fassung dieser Kritik erschien auch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 1. 10. 1969 („Erinnerungen des Prinzen Max“). Golo Mann fand die Kritik von „Moritz-Morsay“ „onkelhaft lobend und gleichzeitig hämisch“. „Im Übrigen beharrt er auf seiner Beurteilung. Na gut.“ Brief an Andreas Burckhardt vom 5. 11. 1969, in: SLA, NL Golo Mann E11-aB-1-BURA.

die Erhaltenswürdigkeit der Monarchie fixiert und habe sich überdies „allzusehr mit seinem fürstlichen Liebling identifiziert“. Unfähig „zur scharfen Analyse oder gar zu dem Mindestmaß an Objektivität, dessen der Historiker bedarf“, zeige sich Golo Mann in seiner Einleitung einmal mehr „als ein im Grunde belangloser historisierender Essayist, der den Mangel an seriöser Analyse durch billige sprachliche Effekte, windige Weisheiten, archaisierende Wortwahl und Satzstellung verdeckt“¹⁴².

Auch die Historikerin Susanne Miller kritisierte den Mangel an „kritischer Distanz“. Sie warf Golo Mann außerdem vor, bei seinem Lob der deutschen Monarchie sträflich zu übersehen, wie wenig Demokratie und Gerechtigkeit dort geherrscht hätten und „wie morsch dieser Staat geworden war“¹⁴³. Der Politologe und Ideenhistoriker Udo Bernbach begann in der *Historischen Zeitschrift* seine Besprechung mit dem Monitum, dass „der so betonte Rang dieser Aufzeichnungen“ es eigentlich „zwingend gefordert [hätte], die Neuausgabe in einer Form vorzulegen, die den strengen Anforderungen einer kritischen Edition gerecht wird“. Dem seien die Herausgeber nicht nachgekommen. „Enttäuscht“ zeigte er sich auch davon, „daß die Einleitung in zumeist recht vagen Wendungen ein stilisiertes Bild des Prinzen hin zum noblen, idealisch gesinnten Schöngestein vermittelt, den lediglich widrige Zeitumstände an der vollen Entfaltung seiner staatsmännischen Fähigkeiten gehindert haben“. Mit solcher „trivialisierender Exkulpation“ und unzulässiger „Personalisierung historischer Entwicklungen und Entscheidungen“ würde eine hochproblematische Geschichtsschreibung betrieben¹⁴⁴. Michael Stürmer erkannte schließlich klar, dass diese Neuausgabe primär „das Ziel [verfolgte], den Prinzen gegen das Bild in Schutz zu nehmen, das die von E. Matthias und R. Morsey veröffentlichten Akten ergaben“, aber diese „Widerlegung im einzelnen schuldig [bleibt]“¹⁴⁵.

Es fragt sich, ob die Neuausgabe der Memoiren zu Beginn der 1960er Jahre, als dieses Vorhaben konzipiert wurde, eine vielleicht freundlichere Aufnahme gefunden, ob die Geschichtswissenschaft den tieferen Sinn und Zweck dieser letztlich privatpolitischen Initiative bereits damals so klar erkannt hätte. Zweifel sind angebracht. Vermutlich bedurfte es dafür doch erst jener deutlichen Zäsur in der Geschichte der politischen Kultur der Bundesrepublik, wie sie die sogenannte 68er-Bewegung inaugurierte¹⁴⁶. Jetzt, wo der Pulverdampf der Fischer-Kontroverse langsam verrauchte und die kritische Sicht auf die deutsche Geschichte zum Markenzeichen moderner Historiker wurde¹⁴⁷, zeigte sich jedenfalls ein neues Ge-

¹⁴² Frankfurter Rundschau vom 7. 6. 1969: „Golo Manns Max-von-Baden-Ausgabe. Der fürstliche Reichskanzler und sein bürgerlicher Apologet“.

¹⁴³ „Der letzte kaiserliche Reichskanzler“, in: Geist und Tat 24 (1969), S. 637f.

¹⁴⁴ Historische Zeitschrift 210 (1970), S. 463f.

¹⁴⁵ Neue Politische Literatur 16 (1971), S. 614.

¹⁴⁶ Vgl. Niess, Geschichtsschreibung, S. 223ff.

¹⁴⁷ Zum epochalen Charakter der sog. Fischer-Kontroverse als entscheidenden Durchbruch einer kritischen Sicht auf die deutsche Vergangenheit vgl. die Beiträge von Konrad Jarausch, Der nationale Tabubruch. Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik in der Fischer-Kontroverse, und Immanuel Geiss, Zur Fischer-Kontroverse – 40 Jahre danach, in: Martin Sabrow u. a.

schichtsbewusstsein – namentlich gegenüber Versuchen, mit apologetischen Personalisierungen die öffentliche Meinung weiterhin zu beeinflussen. Natürlich hatte auch die Blauäugigkeit des aus der Zeit fallenden Hofhistorikers von Schloss Salem Kurt Hahn einen Anteil an der kritischen Rezeption, seine ganz eigenen Vorstellungen von Geschichtsschreibung forderten solche Kritik ja geradezu heraus. Zwar konnte er in Golo Mann einen nicht nur willigen, sondern auch fähigen und prominenten Exekutor seiner Pläne finden. Dennoch hatte er seine Rechnung ohne eine sich von verstaubten Orientierungsmustern rasch emanzipierende Geschichtsschreibung gemacht – und ohne eines zunehmend auf Pluralismus geeichten Geschichtsdiskurses. Die Biografie einer so problematischen Figur wie Max von Baden als Eloge zu schreiben, war einfach nicht mehr zeitgemäß. So musste Hahns Projekt nicht zuletzt zum Schwanengesang auf eine überlebte Geschichtskultur werden.

(Hrsg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Grosse Kontroversen seit 1945*, München 2003, S. 20–40 u. S. 41–57. – Als ein Beispiel dafür, wie dieser Paradigma-Wechsel bis in die um Popularität bemühte konservative Geschichtskulturarbeit hineinwirkte, vgl. die Artikelserie über die Novemberrevolution von Walter Görnitz, in: *Die Welt vom August/September 1968*, die anschließend als Buchpublikation erschien; ders., „November 1918. Bericht über die deutsche Revolution“, Oldenburg/Hamburg 1968.